



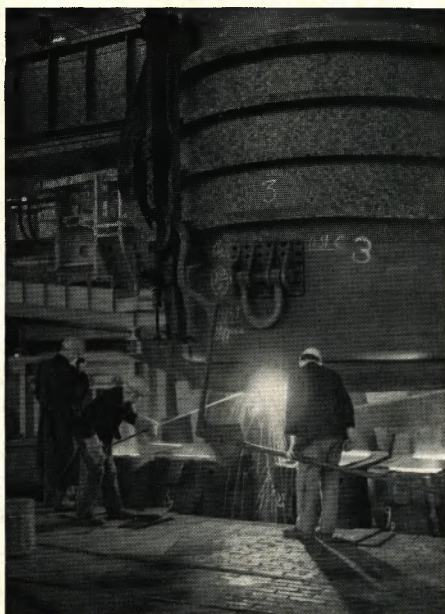
Postversandort Dortmund



WERK und WIR

9

1956



In der Gießhalle des neuen Siemens-Martin-Werkes! Aus der mächtigen Gießpfanne fließt die Schmelze in die Brammenkokillen, von denen je vier auf einem Spezialwagen stehen.

Inhalt

Nun fließt der Stahl	299
Bergassessor Paul Schulte-Borberg, Vorstand der Hoesch Bergwerks-AG	305
Wilhelm Bergmann 60 Jahre	305
Dipl.-Ing. Willy Schubert in der Hiltruper Geschäftsführung	305
Fritz Arendt in der Geschäftsführung von Hoesch Export	305
Eine Brücke wird gehoben	306
Im Sonntagsstaat zum Pütt	308
Die Post ist da	310
Sicher arbeiten	312
17,05 m flog die Kugel	314
Rudi boxt sich durch	315
Türken bei uns	316
Hoesch und Berlin – diesmal ganz anders!	317
Passiert, notiert, fotografiert	318
Der Tod auf der Straße	320
Lohnt sich die Hetze wirklich?	321
Lehrlinge auf großer Fahrt	324
Probelauf	328
Jubilare	330
Foto-Wettbewerb	331

Im Geleitwort des Heftes 7/1956, das den Titel trug: „Der Mensch wird immer wichtiger!“ ist ein sinnentstellender Druckfehler enthalten. Der letzte Satz im ersten Absatz darf selbstverständlich nicht heißen: „Nur der Mensch kann geistige Leistungen vollbringen; die Voraussetzung dafür ist, daß überhaupt produziert wird.“ Es muß vielmehr lauten: „Nur der Mensch kann geistige Leistungen vollbringen, die Voraussetzung dafür sind, daß überhaupt produziert wird.“

Rückseite: Nach jedem Abstich einer Schmelze werden durch die Dolomitschleudermaschine Herd und Wände des Ofens mit Dolomit ausgeflackt.

Sicher arbeiten

„Sicher arbeiten“ ist der Leitspruch der diesjährigen Unfallverhütungswoche. „Sicher arbeiten“ ist das Ziel, das wir uns täglich bei der Arbeit setzen müssen. „Sicher arbeiten“ bedeutet vor allem auch Leid verhüten – für uns und die Menschen, die uns am nächsten stehen.

„Sicher arbeiten“ mahnten in diesen Tagen ungezählte Plakate: jeder muß dieses Wort beherzigen und darf es keinen Augenblick vergessen.

Denn: Unfälle müssen nicht sein! Wir sind ihnen nicht hilf- und schutzlos ausgeliefert. Es ist kein Schicksalsbeschuß, daß jährlich jeder neunte von uns Opfer eines Betriebsunfalles wird. Wir müssen begreifen und eingestehen: es ist nur zu oft unsere eigene Schuld.

Alle Erfahrungen und alle Statistiken sprechen es eindringlich aus: die Zahl der Unfälle, die wir durch unser eigenes Versagen verursachen, ist weit höher als jene, die in der Unzulänglichkeit der Technik begründet ist. In uns selbst müssen wir daher fast stets die wahre Ursache für einen Unfall suchen.

Ist es nicht auffällig, daß während der Unfallverhütungswochen sehr viel weniger Unfälle geschehen als zuvor oder danach? Führt diese Tatsache nicht – recht gesehen – zu den eigentlichen Unfallursachen? Denn es ist doch so, daß wir an den Tagen, während der wir von allen Seiten auf die beängstigend steigenden Unfallzahlen aufmerksam gemacht werden, innerlich aufgeschlossen und wachsam werden und die notwendigen Sicherheitsregeln so beachten, wie wir es immer tun sollten. Wir achten auf uns, unsere Umgebung und unseren Kollegen neben uns.

Das aber ist die Einstellung, mit der der einzelne der Betriebssicherheit gegenüberstehen muß. Daneben sollten wir uns aber auch noch anderer Notwendigkeiten und Voraussetzungen erinnern. Immer wieder müssen wir prüfen, ob betriebsorganisatorische Mängel vorliegen oder der Arbeitsablauf Unfallgefahren entstehen läßt. Neben den produktionsmäßigen Aufgaben darf die Sicherheit des arbeitenden Menschen nicht vergessen werden. Hier gilt es für Verantwortliche und Vorgesetzte aller Stufen, sich jenes Grundsatzes zu erinnern, den kein Geringerer als Albert Schweitzer über sein Leben gestellt hat: Unser Tun sollte immer von der Frage abhängen, ob wir mit unserem Handeln nicht die Achtung vor dem Leben verletzen. Erst wenn wir aus dieser Verantwortlichkeit heraus handeln, werden die Unfallzahlen sinken.

Und noch ein drittes. Bei aller Bereitwilligkeit und Aufgeschlossenheit gegenüber den Notwendigkeiten der Unfallverhütung sind wir immer wieder Ereignissen ausgesetzt, die uns innerlich bedrücken und gänzlich ausfüllen. Gerade dann ist die Unfallgefahr am höchsten. Denn unausgeglichene Menschen, die mit sich und der Umwelt innerlich nicht fertigwerden, verschulden die meisten Unfälle. Unzufriedenheit am Arbeitsplatz, Sorgen in der Familie, schlechte Wohnverhältnisse führen über Gleichgültigkeit oder Erregung in jedem Fall zur Unachtsamkeit und damit zum Unfall. Die Tatsache, daß manche Menschen fast nie Unfälle erleiden, während andere einen Unfall nach dem anderen hinnehmen müssen, sollte uns zu denken geben.

Wir kennen viele dieser inneren Nöte. Zu einem Teil werden wir sie als Unternehmen lösen helfen, wobei wir im Sinn einer richtig verstandenen Sozialpolitik nur dort helfen wollen, wo der einzelne aus eigener Kraft die Not nicht überwinden kann und unsere Hilfe sucht.

Als Ergebnis dieser Unfallverhütungswoche sollte uns die Erkenntnis bleiben, daß es auf die innere Bereitschaft ankommt: sicher zu arbeiten; auf die Bereitschaft, die Sicherheit des Menschen obenanzustellen und die Bereitschaft, dort zu helfen, wo die Kraft des einzelnen nicht ausreicht.

Wenn all das zusammenkommt – aber auch nur dann –, werden wir für uns und unseren Bereich den Leitspruch der diesjährigen Unfallverhütungswoche wahr machen:

Sicher arbeiten!



WERK *und* WIR

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE MITARBEITER
UND FREUNDE DER HOESCH WERKE AG

4. JAHRGANG

SEPTEMBER 1956

HEFT 9

ALTENESSENER BERGWERKS-AG
Essen-Altenessen



HOESCH BERGWERKS-AKTIENGESELLSCHAFT
Dortmund



WESTFALENHÜTTE AKTIENGESELLSCHAFT
Dortmund



HOESCH WALZWERKE AG HOHENLIMBURG
Hohenlimburg



ZWEIGNIEDERLASSUNG WERK FEDERSTAHL
Kassel



DÖRKEN AKTIENGESELLSCHAFT
Gevelsberg



DORTMUNDER DRAHTSEILWERKE GMBH
Dortmund

CARL FLÜGGE GMBH
Hamburg



SCHMIEDAG AKTIENGESELLSCHAFT
Hagen i. Westf.



ZWEIGNIEDERLASSUNG WERK RUEGENBERG
Olpe i. Westf.



TRIERER WALZWERK AKTIENGESELLSCHAFT
Wuppertal-Langerfeld und Trier



MASCHINENFABRIK DEUTSCHLAND AG
Dortmund



HILTRUPER RÖHRENWERK GMBH
Hiltrup i. Westf.



BECKE-PRINZ GMBH
Dortmund und Hemer



HOESCH EISENHANDEL MBH
Dortmund



HOESCH KOHLENHANDEL GMBH
Dortmund



HOESCH DÜNGERHANDEL GMBH
Dortmund



HOESCH EXPORT GMBH
Dortmund

INDUSTRIEWERTE AG
Dortmund

Gesamtbelegschaft: 49086

**WERK
und
WIR**

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter und Freunde der Hoesch Werke Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Werke Aktiengesellschaft, Dortmund. Verantwortlich: Dr. jur. Harald Koch. Schriftleitung: Johannes Hoischen und Erhard

Jahn. Anschrift der Schriftleitung: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon: 301 41. Fernschreiber: 032 123, 032 294. Druck: M. DuMont Schauberg, Köln. Wörtlicher Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet. WERK UND WIR erscheint monatlich.

Bildnachweis: Titel- und Rückseite und eine Farbinnenseite von Erich Kreuzner, Dortmund. Eine Farbinnenseite: Manfred Kampmann, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Hering, Kampmann, Kreuzner, Dortmund und Lachmann, Düsseldorf; weitere Aufnahmen aus Werks- und Privatbesitz und von der Polizei, Dortmund. Das Porträt auf Seite 305: Müller-Graefe, Delmenhorst bei Bremen; die Zeichnungen auf den Seiten 328 und 329: Bruno Kröll, Mannheim. Die graphische Gestaltung besorgten Georg Schmidt, Dortmund, und Harry Esser, Köln.

Ostansicht des neuen SM-Werks. Auf dieser Seite münden die Schienenwege in das Werk, auf denen alle Materialien, wie Schrott und Stahleisen, dem Werk zugeführt werden



Nun fließt der Stahl



Das neue Siemens-Martin-Werk wurde in Betrieb genommen

Zum vorgesehenen Termin, am 1. Juli 1956, war der erste Siemens-Martin-Ofen des Stahlwerks III der Westfalenhütte fertiggestellt. Einige Tage waren noch nötig, um die Betriebssicherheit der Krane zu überprüfen und den Arbeitsablauf zu üben. Am 9. Juli konnte die erste Charge im Ofen erschmolzen werden. Vier Wochen später ging der zweite Ofen in Betrieb. Damit ist der erste Bauabschnitt des Stahlwerks III abgeschlossen. Der Betriebsleiter des neuen Stahlwerkes III, Ernst Wiegand, schrieb für WERK UND WIR diesen Bericht über den Werdegang des neuen SM-Werkes.



Nach 15 Monaten erster Ofen betriebsbereit

Bei der Einweihung der kontinuierlichen Halbzeugstraße am 31. März 1955, gab Hüttendirektor Dr. Harr bekannt, daß die Westfalenhütte auf der Stockheide ein neues Siemens-Martin-Stahlwerk errichten würde. Am 2. April begannen die Fundamentarbeiten, und am 20. September fing die Montage der 13000-Tonnen-Stahlkonstruktion an. Die Ofenkonstruktion wurde ab 19. Februar 1956 montiert, und am 23. März wurde mit der Ausmauerung begonnen, wofür etwa 3000 Tonnen feuerfestes Material je Ofen gebraucht wurde. Fünfzehn Monate nach Baubeginn war der erste Ofen mit allen dazugehörigen Anlagen betriebsbereit. Diese gewaltige Leistung kann man nur in vollem Umfang ermessen, wenn man das Baugelände vor Beginn der Erdbewegungen gekannt hat. Weit mehr als 1,5 Million Kubikmeter Bodenmassen mußten bewegt werden. Das ganze Gelände einschließlich



▲ Mit dem Chargierkran werden die Mulden in den SM-Ofen entleert. 100 bis 120 Mulden mit Schrott faßt ein Ofen. Das ergibt eine Schmelze von 150 Tonnen

► Mit einem Handschlag übergibt Hüttdirektor Dr. Harr (links) Betriebsdirektor Dr. Henke das neue SM-Werk. Zwischen beiden steht der Direktor der Neubauteilung von der Warth

der Gleisanlagen mußte um vier bis fünf Meter angehoben werden. Eine öffentliche Straße sowie eine Bahnlinie (Hafenbahn) mußten umgelegt werden. Während die Erdbewegungen durch amerikanische Schürfkübelwagen mit zwanzig Kubikmeter Inhalt und andere Spezialgeräte mit geringem Einsatz von Menschenkräften bewältigt werden konnten, waren in den letzten Monaten täglich 1000 bis 1200 Arbeitskräfte auf der Baustelle tätig.

Der Plan, in der Nähe des Breitbandwalzwerkes ein Siemens-Martin-Stahlwerk zu errichten, das die Ver-



► *Roheisen wird von den Hochöfen bezogen. In Torpedopfannen wird es herangeschafft. Zu dem Schrott kommt Roheisen in die Charge*

sorgung des Breitbandwalzwerkes mit Rohblöcken übernehmen sollte, tauchte schon vor dem Kriege auf, ohne daß eine Verwirklichung in den folgenden Jahren möglich war. Auch nach dem Kriege konnte man den Plan nicht gleich ausführen, sondern mußte erst die zerstörten Produktionsanlagen wieder aufbauen. Anschließend wurden dringende Bauvorhaben durchgeführt, wodurch die notwendige Roheisen- und Thomasstahlerzeugung gesichert wurde. Im Herbst 1954 wurde das Projekt erneut aufgegriffen, denn in Martinwerk I, das seit 1895 in Betrieb ist, sowie in dem 42 Jahre alten Martinwerk II mußten in absehbarer Zeit dringende Umbauten und Reparaturarbeiten vorgenommen werden. Der dadurch verursachte Produktionsausfall sollte durch das neue Stahlwerk ausgeglichen werden.

Projekt nach neuesten Erfahrungen ausgearbeitet

Eine amerikanische Firma arbeitete ein Projekt für das neue Stahlwerk aus, und außerdem wurden verschiedene moderne, typisch amerikanische Stahlwerke besichtigt. Trotzdem konnte man sich nach reiflicher Überlegung doch nicht dazu entschließen, ein „amerikanisches“ Stahlwerk nachzubauen, sondern erarbeitete in gemeinsamer Planung durch die betreffenden Abteilungen, unter Berücksichtigung der neuesten Erfahrungen des In- und Auslandes, jeden Teil der Anlage selbst.

Das Stahlwerk erstreckt sich mit seinen vier nebeneinanderliegenden Hallen von Osten nach Westen, bei einer Länge von 132 Meter und einer Breite von etwa 120 Meter. Die Hallenhöhe reicht bis zu vierzig Meter und wird von den beiden Blechkaminen nur um ein Meter überragt.

Lagerplatz reicht für eine Woche Schrottversorgung

In der am weitesten südlich gelegenen Schrotthalle werden neben Schrott Rohstoffe, wie Erz, festes Stahleisen, Spiegeleisen, Bauxit und Sand auf zwei Gleisen angesetzt. Ein leichter Magnetkran schlägt den Schrott sofort in Chargiermulden um. Für Schrott und sämtliche anderen Rohstoffe sind außerdem in der Schrotthalle Lagerplätze vorhanden, die zur Versorgung der zwei Öfen für mindestens eine Woche ausreichen. Zwei Muldengreiferkräne, welche mit Magnet oder Motorgreifer auch die Lagerplätze bestreichen, setzen die mit Schrott oder anderen Stoffen beladenen Chargiermulden auf die sieben Meter hohe Ofenbühne ab.

Dolomit und gebrannter Kalk werden in Selbstentladern angeliefert und in Tiefbunker unter der Ofenbühne entleert. Von dort werden diese Materialien zur Schrotthalle hin mit Transportbändern in Mulden gefüllt, welche ebenfalls vom Muldengreiferkran auf die Bühne gesetzt werden.

SM-Öfen haben 150 Tonnen Schmelzgewicht

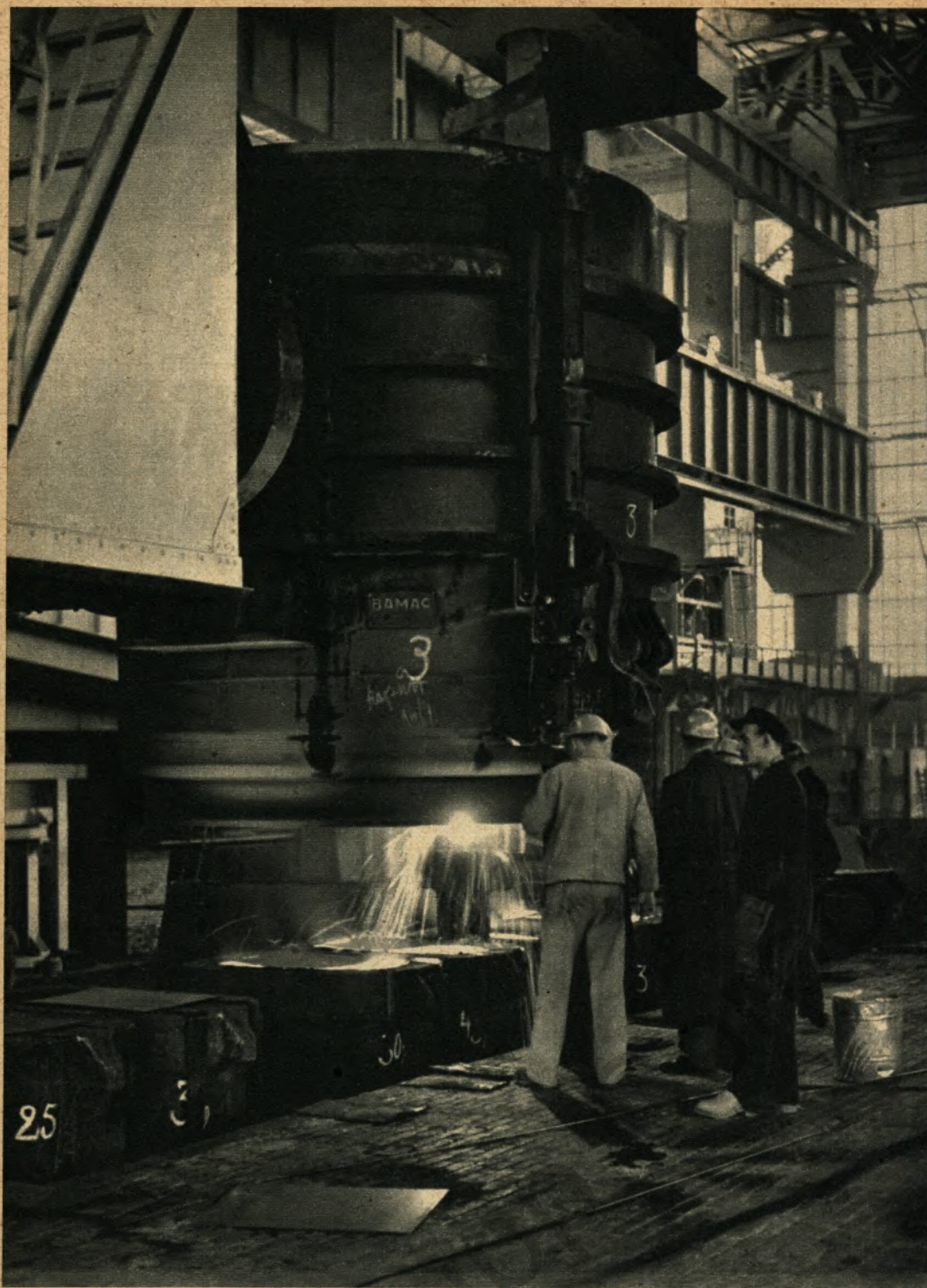
Die beiden SM-Öfen von 150 Tonnen Schmelzgewicht verschwinden beinahe in der weiträumigen Ofenhalle. Sie haben eine Herdfläche von 65 Quadratmeter, werden mit Koksgas und Teerölsatz beheizt und mit 75 v. H. Schrott und 25 v. H. Stahleisen beschickt. Der Schrott wird in drei bis vier Stunden mit zwei Chargierkränen in den Ofen gefahren. Von den Hochöfen wird auf drei Kilometer langer Eisenbahnfahrt das flüssige Stahleisen in einem fahrbaren Mischer mit 120 Tonnen Fassungsvermögen – auch

► *So wird das Roheisen aus der Pfanne in den SM-Öfen gefüllt*



Neue Höchstleistung bei der Westfalenhütte

Über 163 000 Tonnen betrug die Rohstahlerzeugung der Westfalenhütte im Monat August. Diese Leistung wurde mit der Arbeitsaufnahme des neuen SM-Werkes erzielt. Eine Leistung, die allerdings in den nächsten Monaten wegen unerläßlicher Reparaturen nicht erreicht werden kann.



▲ Von der Gießpfanne wird der Stahl in der Kokillenhalle in die Brammenkokillen abgegossen

Torpedo-Pfanne genannt – zum Stahlwerk gebracht. Dort wird nach Bedarf eine vorgesehene Menge Stahleisen in eine Kipp-Pfanne abgefüllt und anschließend in den Ofen entleert. Nach insgesamt etwa acht Stunden wird die fertige Schmelze in eine Gießpfanne abgestochen. In der Gießhalle wird die Schmelze in zwanzig bis dreißig Brammenkokillen vergossen, von denen je vier auf einem Spezialwagen stehen. Der ganze Zug fährt nach Erstarrung der Blöcke zur Stripperhalle, die in 500 Meter Entfernung vom Stahlwerk an die Tiefofenanlage des Breitbandwalzwerkes anschließt. Dort werden die Kokillen abgezogen und die glühenden Blöcke in die Tieföfen eingesetzt.

Der leere Zug fährt anschließend mit den Kokillen zur Kokillenhalle zurück, wo er erneut zum Gießen einer Schmelze vorbereitet wird.

Monatskapazität 20 000 Tonnen

An der südlichen Längswand außen befinden sich die Nebenanlagen. Das viergeschossige Mannschafts-

gebäude ist durch einen gedeckten Gang direkt mit der Ofenbühne verbunden. In dem Gebäude sind zwei Waschkauen für 500 Mann, zwei Werkstätten für Schlosser und Elektriker, Büroräume, eine Verkaufsstelle und das Betriebslabor untergebracht. Die Stahlproben werden von der Ofenbühne mit einer Rohrpost zum Labor geschickt und die Analysen mit einem Fernschreiber zum Ofen-Meßstand übermittelt.

Zu jedem Ofen gehört ein Abhitzekegel. Dieser wandelt die Wärme der Abgase (bis 700 Grad Celsius) und die abgeführte Wärme der Türkühllahmen in Dampf von 35 atü um und erzeugt etwa zwölf Tonnen Dampf je Stunde. Der Dampf strömt vier Kilometer weit zum Kesselhaus der Hütte, wo er zur Stromerzeugung verwendet wird.

Neben den Abhitzekegeln liegt das elektrische Schaltheis und dahinter die Öltankanlage mit zwei Speicherbehältern für je 280 Kubikmeter Öl. Hier wird das Teeröl aus Tankwagen abgefüllt und nach Aufheizung zu den Öfen gepumpt.

Für den Betrieb in drei Schichten werden ungefähr hundert Arbeitskräfte für Schmelz- und Gießbetrieb und dreißig Kranmaschinisten gebraucht. Dazu kommen Schlosser und Elektriker für Wartung, Pflege und Reparaturen der Anlagen.

Mit den zwei Öfen, die eine Kapazität von 20 000 Tonnen je Monat haben, ist das Stahlwerk III in der Lage, den Bedarf des Breitbandwalzwerkes an SM-Stahl weitgehend zu decken. In erster Linie werden unberuhigte und beruhigte Tiefziehqualitäten hergestellt, daneben aber auch Qualitäten für das neue Großrohrwerk Mannesmann-Hoesch.

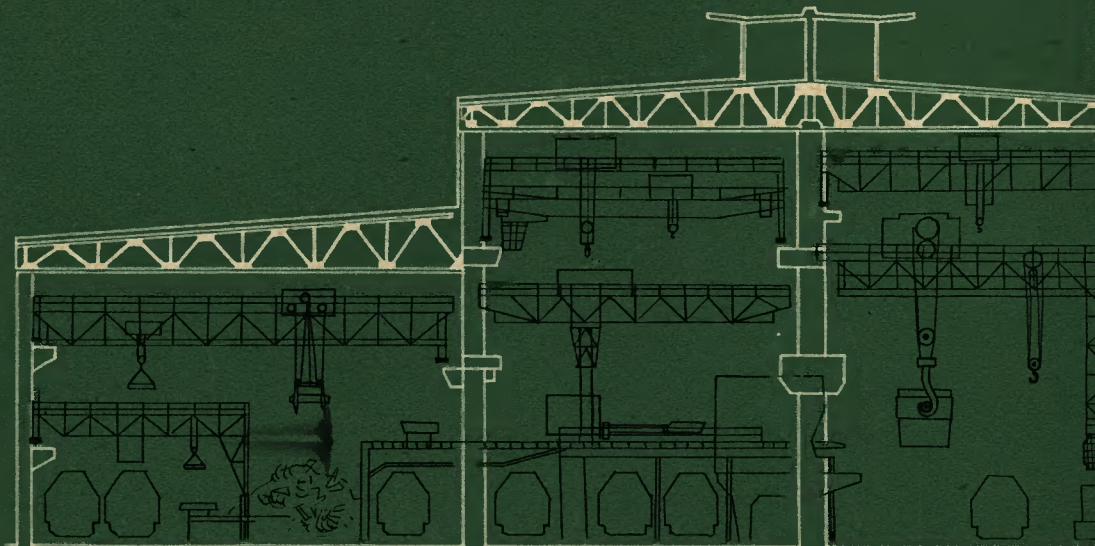
Bessere Arbeitsbedingungen

Die Arbeitsbedingungen in den großen und luftigen Hallen sind bedeutend besser als in den alten Stahlwerken. Ein Teil der Arbeiten, vor allem die Ablade- und Umschlagarbeiten, wird den Menschen abgenommen. So werden die feuerfesten Steine mit einem Hubstapler abgeladen und gestapelt. Um einen Eisenbahnwagen mit 15 Tonnen Steinen abzuladen und die Steine zu stapeln, benötigt der Hubstapler etwa eine Stunde, wozu bisher bei Handabladen eine Kolonne beinahe eine Schicht brauchte.

Trotz verschiedener Rationalisierungsmaßnahmen bleibt in jedem Stahlwerk doch noch viel Handarbeit bestehen, bei der auch mancher Tropfen Schweiß vergossen wird.

Auch wird dem Schmelzer die Verantwortung für den Ofen nicht abgenommen, gleich, ob es sich um ein

Querschnitt durch die Halle des neuen SM-Werks



Schrotthalle

Ofenhalle

Gießhalle



altes oder neues Stahlwerk handelt. Der gewissenhafte und zuverlässige Fachmann, der verantwortungsbewußt und selbständig arbeitet, wird auf jeden Fall gebraucht. Deshalb wurde auch ein Teil der erfahrenen Belegschaft aus den alten Siemens-Martin-Stahlwerken zum Stahlwerk III übernommen.

Noch Platz für weitere Bauvorhaben

Wenn man einen Blick von der Ofenbühne in das weite Gelände wirft, welches durch den Bau des Stahlwerkes III erschlossen worden ist, so kann man ahnen, was für ausgedehnte Baumöglichkeiten noch gegeben sind. Ein neuer großzügig angelegter Produktionsschwerpunkt der Westfalenhütte ist hier im Entstehen. Die neue halbkontinuierliche Breitbandstraße wird auf diesem errichtet. In westlicher Richtung ist für weitere SM-Öfen Platz vorhanden. Es sind jedoch auch andere Möglichkeiten zur Erhöhung der Rohstahlerzeugung im Stahlwerk III ins Auge gefaßt worden, für die in östlicher Richtung Platz vorgesehen ist.

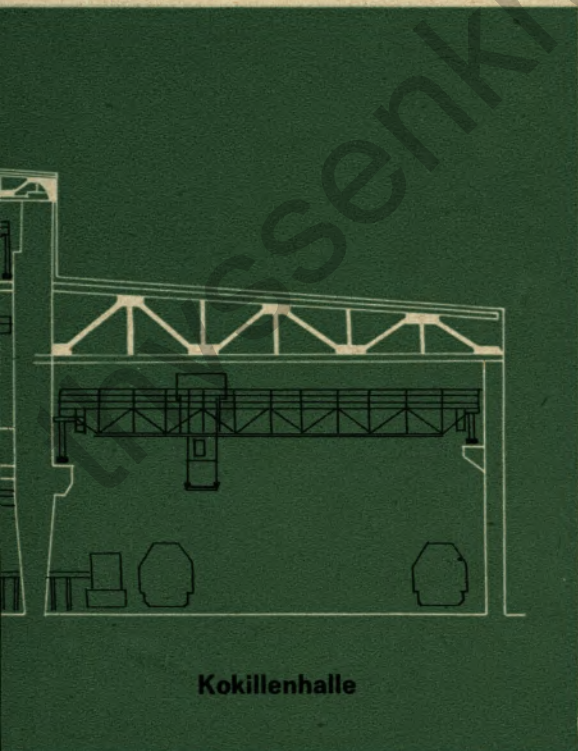
Ein Stahlwerk wird nicht nur für wenige Jahre gebaut, sondern soll mehrere Jahrzehnte lang wirtschaftlich arbeiten und wettbewerbsfähig bleiben. Deshalb müssen die neuesten Erkenntnisse und Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der Metallurgie des Stahles bei der Planung eines Stahlwerkes berücksichtigt werden.

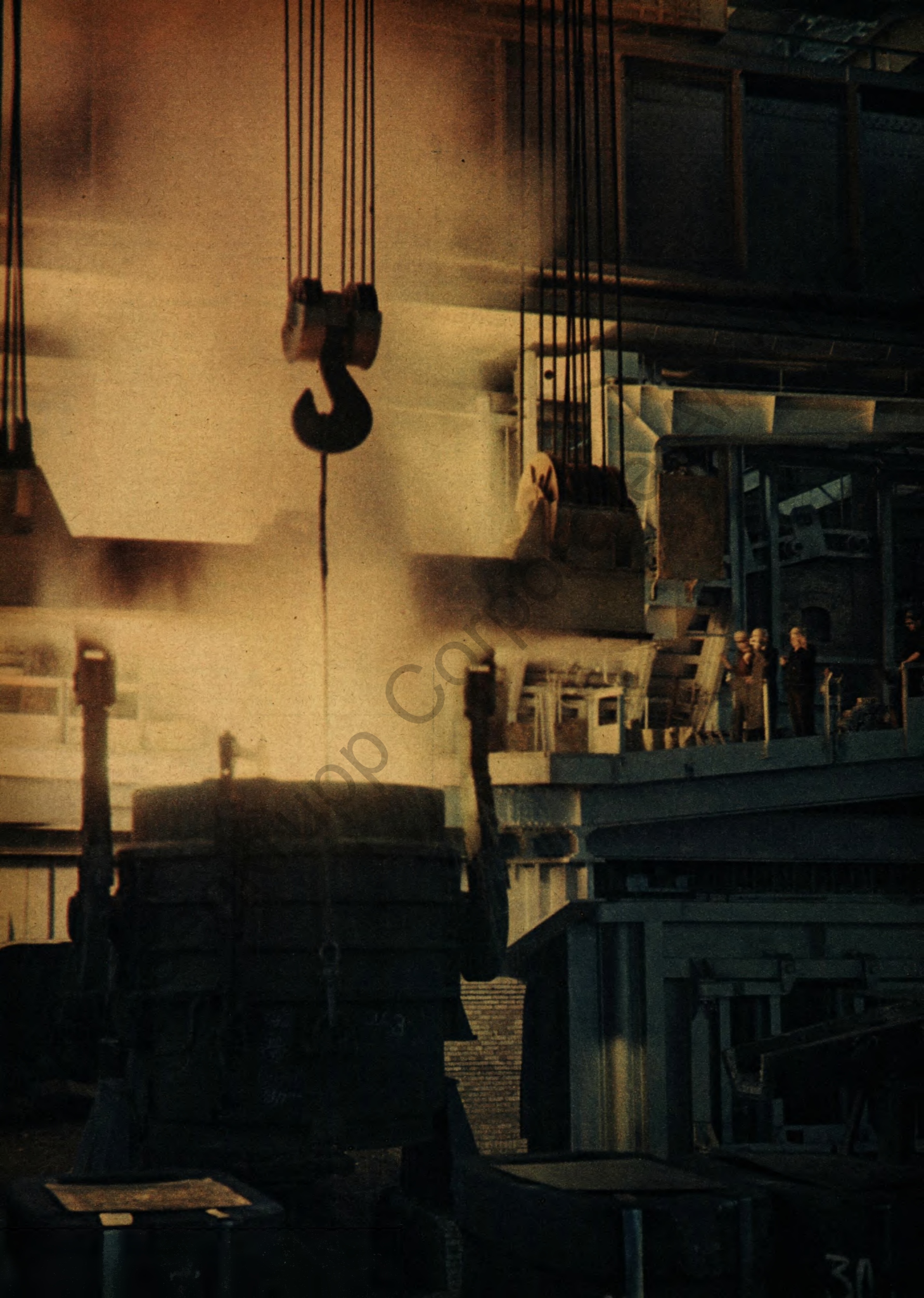
Soweit man im Augenblick die technische Entwicklung der nächsten Jahre überblicken kann, sind alle Möglichkeiten für den weiteren Ausbau des neuen Stahlwerkes offengehalten worden.

Man kann daher annehmen, daß die Erwartungen, welche man in das Stahlwerk III gesetzt hat, auch in der Zukunft erfüllt werden können.

◀ 30 000 bis 40 000 Kubikmeter Abgase erzeugt ein SM-Ofen in der Stunde. Die Abgase haben eine Temperatur von 700 Grad Celsius. Damit diese Wärmemengen nicht verlorengehen, ist eine Abhitzekesselanlage gebaut worden, die die Wärme in Dampf umwandelt

▼ Neben dem SM-Werk liegt das Mannschaftsgebäude. Es enthält Waschkäue, Werkstätten, ein Betriebslabor sowie Büros. Hier ist auch eine kleine Verkaufsstelle für die Belegschaftsmitglieder untergebracht, in der sie sich Erfrischungen kaufen können





Wilhelm Bergmann zum 60. Geburtstag



Vor einigen Wochen feierte Wilhelm Bergmann seinen sechzigsten Geburtstag. Es war ein Tag der Ehrungen, aber auch ein Tag der Besinnung und Rückschau. Jahrzehnte der Arbeit und Mühe liegen hinter ihm, die nicht zuletzt der gewerkschaftlichen Arbeit galten.

„Viel ist in diesen Jahren erreicht worden; viel bleibt noch zu tun. Eine der Aufgaben, die mir besonders am Herzen liegen, ist die Arbeit im Rahmen der Mitbestimmung.“

Wilhelm Bergmann wurde am 16. August 1896 in Dortmund als Sohn einer Bergarbeiterfamilie geboren. Er besuchte die Volksschule und trat 1910 als Lehrling in die Kommunalverwaltung der Stadt Bochum ein. Nach dem ersten Weltkrieg vervollständigte er seine Ausbildung auf der Dortmunder

Verwaltungsschule und der Düsseldorfer Verwaltungsakademie. 1936 ging er als kaufmännischer Angestellter zur Schmiedag AG nach Hagen. Er wurde Angestelltenvertreter, zweiter Betriebsratsvorsitzender und gehört seit 1952 als Arbeitnehmervertreter dem Aufsichtsrat der Hoesch Werke AG an. „Der sechzigste Geburtstag kann leicht zur Resignation führen“, meint Wilhelm Bergmann. „Gewiß – es ist kein Tag reiner Freude. Aber ich bin entschlossen, weiterzumachen. Resignation liegt mir nicht.“

Wir wünschen Wilhelm Bergmann, daß er seine Schaffensfreude nie verlieren und – gerade im Zeichen der Mitbestimmung – seine ungebrochene Arbeitskraft weiter zum Wohl der Belegschaften und damit der Hoesch Werke einsetzen möge.

Fritz Arendt Geschäftsführer bei Hoesch Export

Am 1. Juni 1956 wurde die Geschäftsführung der Hoesch Export GmbH erweitert. Neben die bisherigen Geschäftsführer Hermann und Probst trat als weiterer Geschäftsführer Fritz Arendt.

Fritz Arendt wurde am 3. Juni 1910 in Essen geboren. Nach dem Besuch der höheren Schule und der Handelsschule erlernte er von der Pike auf das Stahlgeschäft. Sprachstudien und die Teilnahme an wirtschaftswissenschaftlichen Lehrgängen ergänzten seine praktische Ausbildung.

Zum Kaufmann und ganz besonders zum Exportkaufmann gehören vielseitige Erfahrungen. Fritz Arendt hat sie sich erworben als fremdsprachlicher Korrespondent bei Ferrostaal, bei der Friedrich Krupp AG und später bei deren Verkaufsorganisation für Stahl, der Firma Robert Zapp, Düsseldorf. Nach dieser Korrespondententätigkeit übernahm Fritz Arendt 1939 verantwortliche Aufgaben als Leiter einer Geschäftsstelle der Firma Robert Zapp in Schlesien. Der Krieg unterbrach diese Entwick-

lung: Fritz Arendt wurde Soldat und kehrte erst 1947 aus der Kriegsgefangenschaft zurück.

Nach dem Kriege stand der deutsche Export vor schweren Aufgaben. Von der unzureichenden Produktion abgesehen, war der Export durch eine Fülle alliierter und deutscher Verordnungen über den Außenhandel und über die Devisenwirtschaft eingeengt. Fritz Arendt lernte diese Verhältnisse als Verbindungsmann der Firma Robert Zapp zur JEIA (Joint Export-Import Agency) und zur Verwaltung für Wirtschaft sozusagen aus erster Hand kennen. Sicherlich war es für ihn ein Ausgleich, neben diesen verwaltungsmäßigen Aufgaben in Frankfurt eine neue Geschäftsstelle für Robert Zapp aufzubauen. Von 1953 bis zu seinem Eintritt in die Geschäftsführung von Hoesch Export war Direktor Fritz Arendt für Robert Zapp in Holland. Er leitete alleinverantwortlich die Tochtergesellschaft der Firma Robert Zapp in Amsterdam.

Bei der Hoesch Export GmbH findet Direktor Fritz Arendt ein weites Arbeitsfeld, für das ihn seine vielseitigen, im In- und Ausland erworbenen



Kenntnisse und Erfahrungen gewiß empfehlen. Hoffentlich findet Fritz Arendt auch jetzt noch gelegentlich Zeit für sein Hobby, den Tennissport, wobei wir nicht unerwähnt lassen möchten, daß Fritz Arendt bei internationalen Kämpfen in einer holländischen Mannschaft seinen Mann gestanden hat.

Dipl.-Ing. Willy Schubert in der Hiltruper Geschäftsführung



Mit dem 1. Oktober 1956 tritt Dipl.-Ing. Willy Schubert, bisher Prokurist der Hoesch Werke AG, neben Direktor Walter Stein in die Geschäftsführung der Hiltruper Röhrenwerk GmbH ein.

Willy Schubert wurde am 5. Februar 1902 in Plauen i. V. geboren. Nach Schulbesuch und Abitur in Plauen und praktischer Ausbildung in verschiedenen Werken des Ruhrgebietes studierte er von 1921 bis 1925 an der Bergakademie Freiburg/Sa. Eisenhüttenwesen.

Bevor Willy Schubert 1934 in die Dienste der Hoesch Werke trat, hatte er in der Donnersmarkhütte in Oberschlesien, in der Wärmetechnischen Stelle der Borsig AG und in verschiedenen Aufgabenbereichen bei den Klöckner Werken vielseitige Erfahrungen sammeln können. Bei Hoesch war er zunächst

Assistent, später Leiter der betriebswirtschaftlichen Abteilung. Nach dem Kriege wurden ihm eine Reihe von Sonderaufgaben gestellt, vor allem im Bereich der Hoesch Walzwerke Hohenlimburg, bis er bei der Neugründung der Hoesch Werke 1952 enger Mitarbeiter von Direktor Dr. Ochel wurde. Am 5. Dezember 1952 erhielt er Prokura. Dank verschiedener Auslandsreisen nach England, USA und Kanada konnte sich Dipl.-Ing. Schubert mit dem neuesten Stand der technischen Entwicklung im Ausland vertraut machen, und die Erfahrungen sammeln, die er jetzt in der Rohrfertigung anwenden wird; denn mit dem neuen Werk in Hagen wird das Hiltruper Röhrenwerk so ausgeweitet, daß Willy Schubert vor einer dankbaren Aufgabe steht, für die er alle Voraussetzungen mitbringt.

Bergassessor Paul Schulte-Borberg im Vorstand der Hoesch Bergwerks-AG

Mit dem 1. Oktober 1956 wird Bergassessor Paul Schulte-Borberg als Nachfolger des Bergassessors Kurt Klemme, der am 31. Dezember 1955 in den Ruhestand trat, auf einstimmigen Beschluß des Aufsichtsrats der Hoesch Bergwerks-AG technisches Vorstandsmitglied dieser Gesellschaft.

Paul Schulte-Borberg wurde am 18. Februar 1907 als Sohn des Landgerichtsdirektors Schulte in Dortmund geboren. Er legte 1925 am Städt. Gymnasium zu Dortmund die Reifeprüfung ab und studierte anschließend Bergbauwissenschaften. An der Technischen Hochschule Charlottenburg bestand er 1930 das Examen als Diplom-Bergingenieur. 1934 legte er nach der Referendarzeit das Examen als Bergassessor ab.

Schon vor 22 Jahren, am 1. Oktober 1934, trat Bergassessor Schulte-Borberg in die Dienste von Hoesch. Er war dann von 1938–1941 Betriebsdirektor auf Kaiserstuhl; danach übernahm er als Betriebsdirek-

tor die Zeche Fürst Leopold-Baldur in Hervest-Dorsten, die er fast vier Jahre- und zwar in den schweren Kriegsjahren-leitete.

Das Vertrauen seines Vorstandes berief am 1. Januar 1945 Paul Schulte-Borberg zur Leitung der Schachtanlage Radbod. Damit übernahm Schulte-Borberg diese „heiße“ Zeche, und weil sie zudem unter den Kriegseinwirkungen stark gelitten hatte eine besonders schwere Aufgabe. Wir wissen, daß er sie gemeistert hat.

Die Ernennung zum Bergwerks-Direktor im Jahre 1948 war die äußere Anerkennung für die Wiederaufbauarbeit, die gerade auf dieser Zeche Umsicht und Erfahrungen verlangte. Heute stehen auf Radbod weitgehend erneuerte und moderne Betriebsanlagen über und unter Tage. Wir wollen auch die Invalidenwerkstatt nicht vergessen.

Mit der Entflechtung, die die Altenessener Schachtanlage und die Zeche Radbod von Hoesch trennten, trat Bergassessor Schulte-Borberg 1952 in den Vorstand der Altenessener Bergwerks-AG ein, dem er auch nach seiner Bestellung zum Vorstandsmitglied

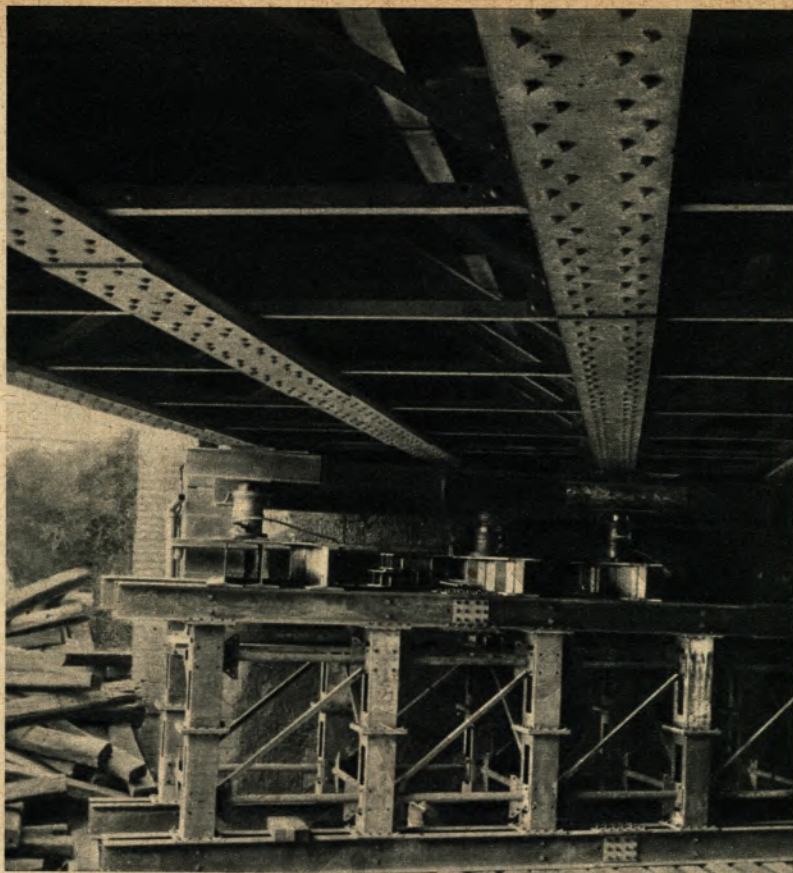


der Hoesch Bergwerks-AG weiterhin angehören wird. Es spricht für das gute Verhältnis, das Bergassessor Schulte-Borberg zu seiner Belegschaft auf Radbod hat, daß es auch der Wunsch der Belegschaft ist, daß er trotz seiner neuen Aufgaben im Vorstand der Hoesch Bergwerks-AG Radbod erhalten bleibt.

Eine Brücke wird gehoben

In der Nacht vom 22. zum 23. August wurde in Essen West eine Vollwandträgerbrücke von 450 Tonnen gehoben. Dabei wurden Hebezeuge von der Maschinenfabrik Deutschland eingesetzt, die sich schon seit Jahrzehnten beim Wiederaufrichten von entgleisten oder umgekippten Lokomotiven und Eisenbahnwaggons bewährt haben. Dieses „Aufgleisgerät“ ist nicht nur bei der Deutschen Bundesbahn zum Standardgerät geworden – auch viele ausländische Eisenbahnen setzen es in ähnlichen Fällen ein. Bei den Hebearbeiten der Brücke in Essen wurde bewiesen, daß das Gerät auch für andere Hebezwecke zu verwenden ist.

Unweit vom Bahnhof Essen West führt eine Eisenbahnüberführung über die stark belebte Nöggerathstraße. In unablässiger Folge donnern Tag und Nacht die Züge über die viergleisige Brücke. Sie bildet eine wichtige Verbindungsstrecke zwischen Duisburg und Dortmund. Im vergangenen Monat war die Brücke mit Schweißbrennern in zwei Längshälften „durchgeschnitten“, so daß auf jeder Hälfte zwei Schienenstränge verliefen. Im Abstand von einigen Tagen sollten die Hälften angehoben werden. Es sind immerhin 450 Tonnen, die von den „Aufgleisgeräten“ der Maschinenfabrik Deutschland bewältigt werden sollen. 250 Tonnen wiegt die Eisenkonstruktion und 200 Tonnen die Erdmassen, der Schotter und die Schienen, die auf der Brücke liegen.



1

Warum soll die Brücke gehoben werden? Durch Bergschäden sind die Betonträger der Brücke um 33 Zentimeter gesunken.

Der Fahrplan der Züge darf nicht gestört werden. Deshalb warten die Arbeiter bis in die Nacht auf einen günstigen Zeitpunkt, ehe sie mit der Hebung beginnen.

4 x 120 Tonnen Hebekraft

Alles ist vorbereitet. Neben den Fundamenten der Brücke – auf der rechten wie auf der linken Seite – sind Bockgerüste aus Stahl aufgebaut, die für solche Zwecke konstruiert wurden. Auf ihnen soll die Brücke vorübergehend ruhen. Zwischen den Bockgerüsten und den Brückenträgern sind die Hubzylinder der „Aufgleisgeräte“ der Maschinenfabrik Deutschland aufgestellt, die die Brücke hydraulisch heben werden. Auf jeder Seite stehen vier Geräte mit je 120 Tonnen Hebekraft.

23.23 Uhr! Die Brücke erstrahlt im Licht der vier Scheinwerferkegel, die das Tageslicht ersetzen sollen. Bald muß der letzte Zug kommen. Da donnert er auch schon heran und ist gleich vorüber. Es war ein FD-Zug nach Basel. Kaum sind die roten Schlusslichter im Dunkel verschwunden, beginnt die Arbeit. Die Zeit bis zum nächsten Zug ist nicht allzu lang. Um 3.15 Uhr muß alles fertig sein!

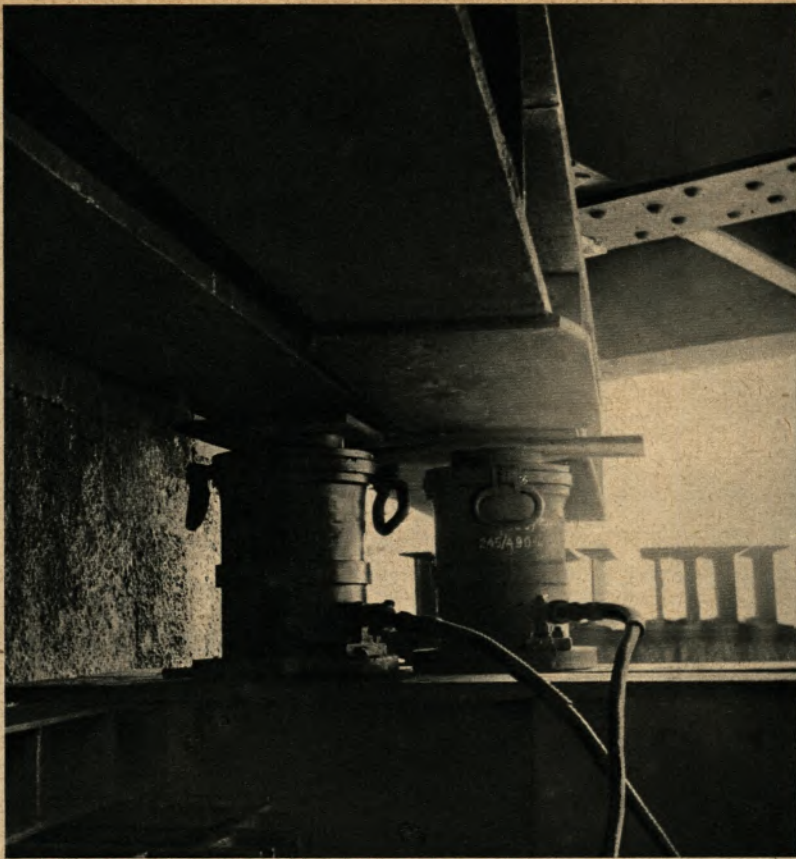
Oben auf der Brücke wurde tagsüber der Schotter unter den Schienen abgetragen. Dafür wurden Holzschwellen untergelegt. Nun setzen die Männer Heber an die Schienen, um die Schwellen wegziehen zu können. So entsteht der Spielraum, der für die Hebung erforderlich ist. Das Geräusch der Schaufeln, das Hämmern der Spitzhacken und das „Hau ruck“ der Leute erklingt durch die Nacht. Zügig geht die Arbeit voran. Kein Handschlag darf unnütz sein. Die Zeit ist kurz.

Eine Brücke hebt sich um 33 Zentimeter

Dann kommt der Augenblick, wo die Aufgleisgeräte unterhalb der Brücke in Tätigkeit treten. Acht Atmosphären Preßluft zischen. Sie werden durch eine Um-

◀ *In hellem Licht der Scheinwerfer erstrahlt die Brücke in Essen West. Kurz ist die Zeit, in der die Brücke gehoben werden muß*





2

setzmaschine (Druckflüssigkeitspumpe) in 300 Atmosphären Wasserdruck umgesetzt. Diese Kraft überträgt sich auf die Hubzylinder der Aufgleisgeräte. Erst hebt sich die eine, dann die andere Seite der Brücke. Zentimeter um Zentimeter steigt sie empor. Ein Mann kontrolliert die Höhe: Strich um Strich auf seinem Zollstock passiert der Stahlträger. Sind die Zylinder*) der Aufgleisgeräte „ausgefahren“, werden Eisenbolzen nachgeschoben, so daß die Geräte abgesetzt und neu untergeschoben werden können.

*) Da die Hubzylinder nach dem Teleskopprinzip arbeiten, ist es möglich, die Brücke in einem Arbeitsgang zu heben. Um gegen alle Überraschungen gesichert zu sein, wird neben den Hebern ein Kreuzstapel aus I-Trägern errichtet.



3

So verläuft die Arbeit, bis die erforderliche Höhe erreicht ist. Jetzt ruht die Brücke auf dem Bockgerüst. Es stimmt haargenau: 33 Zentimeter hat sie sich von den Betonträgern gehoben. Die Brücke bleibt so lange auf dem Stahlgerüst, bis in den nächsten Tagen die Betonträger nachgemauert sind. Die Hebearbeit ist beendet. Wie so oft in den schwierigsten Fällen haben auch hier die MFD-Geräte ihre Zuverlässigkeit bewiesen. Aber noch ist nicht alle Arbeit getan! Noch zwei Stunden sind übrig, bis der erste Zug über die gehobene Brücke rollen wird. Bis dahin müssen die Schienen eingeschottert und eingemessen sein.

3.15 Uhr! Die letzten Spitzhacken haben aufgehört im Takt zu hämmern. In der Ferne pfeift der Mor-

genzug. Die Männer wischen sich den Schweiß von der Stirn. Sie haben es geschafft!

Bilder oben:

1 Zwischen dem Bockgerüst und den Trägern der Brücke sind die MFD-Geräte eingesetzt

2 120 Tonnen schafft ein Gerät

3 Sieben Atmosphären Preßluft werden in 300 Atmosphären Wasserdruck umgesetzt. Zentimeter um Zentimeter hebt sich die Brücke

▼ Nun ruht die Brücke auf dem Bockgerüst. In den nächsten Tagen werden die Betonträger nachgemauert



Die neue Schwarz-Weiß-Kaue ist eine der größten Werksbauten auf Radbod. Die Brücke (links) führt von der Schwarzkaue zum Schacht. Hinter der unteren Fensterreihe liegt die Weißkaue, die mittlere Fensterreihe gehört zu den Waschabteilungen und die obere zur Schwarzkaue



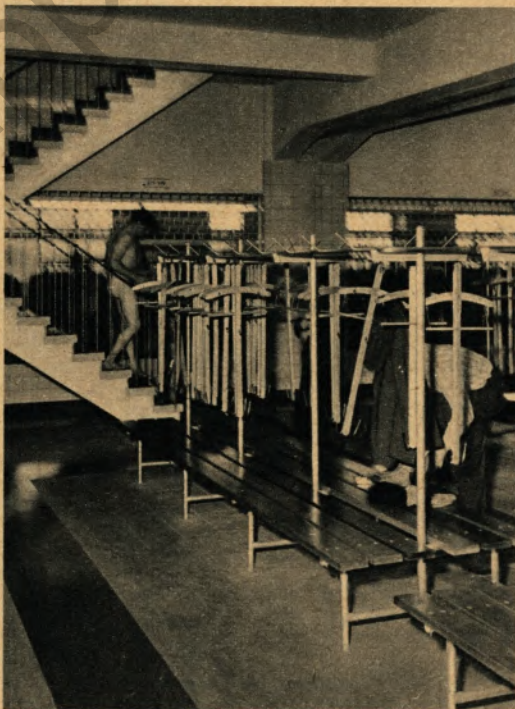
Im Sonntagsstaat zum Pütt

Die neue Schwarz-Weiß-Kaue auf Radbod ist fertig

Es war ein großer Tag, als die Kumpels von Radbod zum erstenmal in die neue Schwarz-Weiß-Kaue einzogen. Sie weinten der alten Kaue keine Träne nach. Viel zu klein und veraltet, war sie den Ansprüchen der Belegschaft und den Anforderungen des Betriebes schon lange nicht mehr gewachsen. Die neue Schwarz-Weiß-Kaue hingegen ist die modernste Kaue des nördlichen Ruhrgebiets. Weiträumig, lichtdurchflutet und technisch vollendet, läßt sie keine Wünsche mehr offen. Das Gebäude ist fast 90 Meter lang und 37 Meter breit. 43 000 Kubikmeter zählt der bebaute Raum. Diese Zahl wird bildhaft, wenn man bedenkt, daß ein durchschnittliches Einfamilienhaus nur etwa 700 Kubikmeter umbauten Raum besitzt.

Oben schwarz, unten weiß

„Jetzt können wir im Sonntagsanzug zum Pütt gehen“, sagte einer der Kumpels. Und es ist wirklich so. In der alten Kaue besaß jeder Mann nur einen Haken. Daran mußten das nasse, verschmutzte Grubenzeug und die sauberen Straßenkleider aufgehängt werden. In der neuen Kaue gibt es ein Zusammentreffen von „Schwarz“ und „Weiß“ nicht mehr. Zwei übereinanderliegende Stockwerke trennen heute den „schwarzen Mann“ vom „weißen“. Die Weißkaue erweckt den Eindruck, als stünde man in der Garderobenhalle eines riesigen Theaters. In den gekachelten Wänden, dem glatten Fliesenfußboden und den marmorierten Gummiläufern spiegelt sich helles Neonlicht. Über bequemen Sitz-



▲ Dieser kleine Ausschnitt aus der Weißkaue zeigt im Vordergrund die Spezialkleiderbügel, an denen die Straßenkleidung aufgehängt wird. Im Hintergrund ist die Garderobe erkennbar. Die Treppe (links) führt zur Schwarzkaue hinauf. Sie ist mit Gummiläufern



(wie vorn links) belegt und darf nicht mit Schuhen betreten werden

▲ Die Schicht ist um! Zimmerbauer Georg Bolz läßt sich vom „Garderobenmann“ Josef Kaiser die Kleider zurückgeben

Ein Blick in die hohe, ganz gekachelte Schwarzkaue! An der Längswand (rechts) sind die Türen sichtbar, die in die Brauseräume führen

bänken hängen 4000 Spezialkleiderbügel. Der Bergmann verstaut sein „gutes“ Zeug auf dem Spezialbügel und gibt ihn an der Garderobenaufbewahrung ab, die eine ganze Längsseite der Halle einnimmt. Invaliden sorgen dafür, daß seine Kleider sorgfältig aufbewahrt werden.

Waschräume zu beiden Seiten der Schwarzkaue

Nach der Kleiderabgabe steigen die Männer splitterfasernackt über gummibelegte Treppen in den ersten Stock zur Schwarzkaue. Dort hängt, hoch oben unter dem Dach, das Grubenzeug. Von der Schwarzkaue geht der Mann über Brückengänge zur Lampenstube, zum CO-Filterraum und zum Schacht. Nach der Schicht nimmt der Bergmann den umgekehrten Weg. Mit seiner Kette zieht er die Arbeitskleidung in der Schwarzkaue empor und wäscht sich dann in einem der zu beiden Seiten liegenden Waschräume. In diesen ganz gekachelten Räumen strömt das Wasser nicht nur aus den zentralgesteuerten Brausen, sondern auch aus Kalt-duschen und Fußsprühanlagen, die mit der Hand bedient werden können.

Klimaanlage erübrigt Heizkörper

Heizkörper gibt es in der neuen Kaue überhaupt nicht. Für die notwendige gleichmäßig-warme Temperatur sorgt eine leistungsfähige Klimaanlage. Die verbrauchte Luft wird ständig abgesogen – ununterbrochen strömt Frischluft zu. Die hohen Fenster der Schwarzkaue sind nicht zu öffnen, da die Klimaanlage die Beweglichkeit erübrigt. Über 700 Meter Luftkanäle sind mit der Luftzentrale im Keller verbunden.

Im Heizgebäude – hundert Meter von der Kaue entfernt – wird das Badewasser aufbereitet. Zwei große Stapelbehälter von 40 000 Liter Fassungsvermögen halten ständig genügend Heißwasser bereit. Pumpen treiben es über Fernleitungen in die Kaue. Von der



„Kommandobrücke“ in der Schwarzkaue steuert der Kauenwärter die Wasser-, Luft- und Lichtversorgung. Dabei bedient er lediglich eine eindrucksvolle Schaltbrettanlage und einige Handräder.

Massageräume, Kaffeekräne und Sprühlanzen

Räume für Massage, Inhalation und Heilbäder sind der Weißkaue angeschlossen. In der Schwarzkaue gibt es sogar eine moderne Kaffeeanlage, an

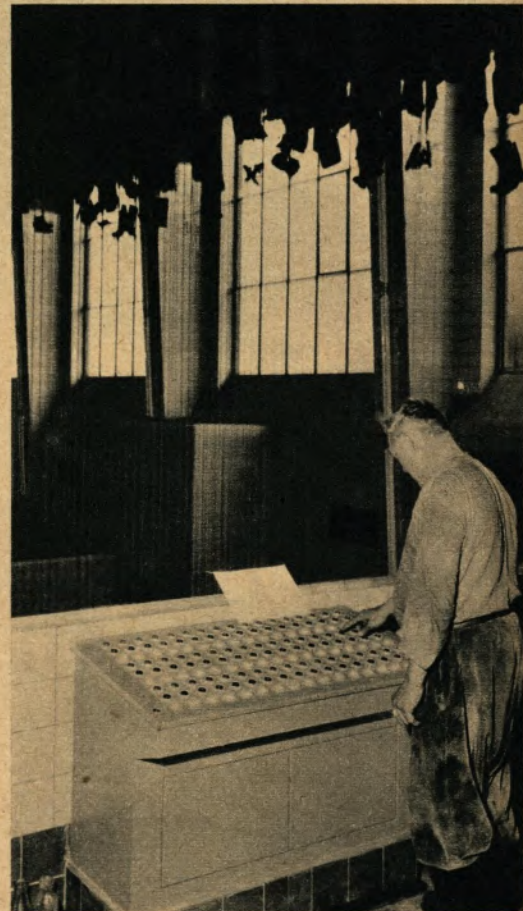
deren 20 Kaffeekränen jeder Kumpel seine Flasche füllen kann. An den Eingängen zu den Brauseräumen sind sogenannte Sprühlanzen angebracht, aus denen ein Fußinfektionsmittel gegen die Pilzkrankheit auf die Füße der Bergleute gesprüht wird.

So ist die neue Schwarz-Weiß-Kaue auf Radbod eine überaus moderne, beispielgebende Kauenanlage. Darüber hinaus aber auch ein Beweis dafür, daß mit allen Mitteln und auf jedem Gebiet versucht wird, die schwere Arbeit unserer Bergleute zu erleichtern.



Von diesem Schalttisch reguliert der Kauenwärter Licht, Temperatur und die Entlüftungsanlage

◀ Kauenwärter Heinr. Kastin zeigt auf seiner „Kommandobrücke“, wie die Brausen eingestellt werden



Das ist einer der Waschräume! Die Brausen werden zentral gesteuert; nur die Kalt- und Fußbrausen können mit der Hand bedient werden



Das
neue
Postbüro
der
Westfalen-
hütte



Postbüro



Die Post ist da





Bild links

1200- bis 1500 mal senkt sich der Eingangsstempel jeden Morgen auf die Briefe! Hier stempelt Frau Wilhelmine Kranz die Briefe ab



Bild Mitte

Der Postschließfachschrank gehört zu den neuen Einrichtungen des Postbüros. Jede Abteilung der Westfalenhütte hat hier ihr Fach. Mit einem Schlüssel können die einzelnen Abteilungen zu jeder Zeit die Fächer öffnen. Alfred Meyer holt hier Post aus einem Fach

◀ Anton Demme an der Paketwaage

5000 Briefe allein innerhalb des Werkes

Neben der Post, die täglich von außerhalb kommt, müssen auch die internen Briefe durch das Postbüro ausgetragen werden. Die Angestellten der Abteilungen wissen schon die Zeiten, wann am Tage (drei Rundgänge am Tag) der Bote kommt, um die Post zum Beispiel von der Versuchsanstalt über das Postbüro zur Phosphatmühle zu bringen. Es sind immerhin mindestens 5000 Briefe, die so täglich im internen Verkehr befördert werden, eine Zahl, die fast unglaublich klingt und die Bedeutung des Postbüros noch deutlicher macht.

34 000 Ausgänge im Monat

Nachmittags wird die Ausgangspost bearbeitet. Im Postbüro sind Verteilerkästen, in denen die Ausgangspost nach Orten schon vorsortiert wird. Das geschieht zur Erleichterung der Arbeit der Bundespost. Noch einen Vorteil hat das Vorsortieren: wenn ein Brief von einer Abteilung zurückverlangt wird, kann er schnell aus den vielen Briefen gefunden und der Abteilung zurückgegeben werden. So werden die Briefe auch nach Buchstaben einsortiert und daraufhin, ob der Brief ins Ausland oder Inland geht. Alle Briefe, die täglich herausgehen, werden im Postbüro durch eine Briefverschleißmaschine zugeklebt. Danach jagen sie durch die Frankotypmaschinen. Innerhalb einer Viertelstunde sind 1200 bis 1500 Briefe frankiert. 34 000 Briefe sind es, die monatlich die Westfalenhütte verlassen, und in alle Welt gehen.

Im Juli dieses Jahres zogen die Mitarbeiter vom Postbüro in die neuen Räume ein, die für sie im Untergeschoß des Hauptverwaltungsgebäudes eingerichtet wurden. Der Platz im alten Postbüro reichte längst nicht mehr aus. Doch jetzt bieten die neuen Räume genügend Platz, so daß jeder ungehindert arbeiten kann.

Viele technische Neuerungen

Vier helle, frisch angestrichene Räume gehören zum neuen Postbüro. Neonleuchten sorgen bei Dunkelheit für ausgeglichenes Licht. An den Fenstern sind buntgemusterte Vorhänge. Die Angestellten arbeiten jetzt an modernen Stahlrohrschreibtischen. Wandverglasungen ermöglichen eine Übersicht über alle vier Räume. So gibt es im neuen Postbüro viele Neuerungen, die die Arbeit rationeller machen und erleichtern.

38 000 Eingänge im Monat

Um sieben Uhr morgens beginnt die Arbeit im Postbüro. Um diese Zeit kommt der VW-Kombiwagen mit der Morgenpost. 38 000 Briefe sind es, die er im Laufe eines Monats mitbringt. Eine stattliche Zahl! Manches Postamt einer Stadt hat oft so viel Briefe in einem Monat nicht zu „verdauen“. Neben der Dortmunder Stadtverwaltung gehen im Postbüro der Westfalenhütte täglich die meisten Briefe der Dortmunder Betriebe ein. Mit den Briefen bringt der Postwagen viel Arbeit mit. Deshalb geht die Arbeit zügig voran: Fleißige Hände sortieren und öffnen alle Briefe. Auf jeden Brief wird der Eingangsstempel aufgedrückt. Die Briefe an den Vorstand werden sofort überbracht. Die anderen Briefe wer-

den in Schließfächer – jede Abteilung hat ein Fach – einsortiert. Der Postschließfachschrank gehört zu den neuen Einrichtungen im Postbüro. Um neun Uhr sind alle Briefe einsortiert. Die Boten kommen, um sie aus den Fächern zu nehmen und sie zu den einzelnen Abteilungen der Hütte zu bringen. Während die Boten unterwegs sind, kommt der Postwagen mit der zweiten Post. Dieses Mal sind es nicht soviel Briefe. Sie gehen den gleichen Weg wie die Frühpost. Danach fährt der Wagen zur Post zurück, um die Pakete abzuholen. Dazu werden im Postbüro die Eingangsmeldungen geschrieben, und auch sie müssen an die Adressaten der einzelnen Abteilungen weitergeleitet werden.



◀ Heinrich Kornblume übergibt Ruth Krüger in der Sozialabteilung die Morgenpost. Dreizehn Boten sind täglich unterwegs, um die Post zu den einzelnen Abteilungen zu bringen

► Frau Bertha Falk sitzt vor den Verteilerkästen, in denen die Ausgangspost nach Buchstaben einsortiert wird

Möge sich die Unfallverhütungswoche der Berufsgenossenschaften zum Nutzen aller auswirken.“

Der Erfolg hängt von uns ab

Ob die diesjährige Unfallverhütungswoche wirklich ein voller Erfolg wird, hängt allein von uns selbst ab. Von uns, die wir im Pütt, am Hochofen, in den Stahl- und Walzwerken, in den Werkstätten und in den Büros tätig sind. Nur wenn jeder ehrlich bestrebt ist, mehr achtzugeben als bisher, nur wenn sich jeder mehr als bisher bemüht, die Unfallverhütungsvorschriften kennenzulernen und – zu beachten, dann wird sich auch der Wunsch von Walter Freitag erfüllen, dann wird die Unfallverhütungswoche ein voller Erfolg werden. Nur der geringere Teil der Unfälle hätte nicht durch Umsicht und Vorsicht verhindert werden können. Hier nur ein Beispiel: Auf der Westfalenhütte sind einige Arbeiter der Bauabteilung damit beschäftigt, eine Mauer einzureißen. Sie gehen dabei keineswegs leichtsinnig zu Werke. Sie führen ihre Arbeit durchaus sachgerecht aus. Bei Abbrucharbeiten fallen aber nun einmal nicht alle Ziegelsteine in die vorgesehene Richtung. Deshalb geschah es, daß ein

Auch eine fehlende Sprosse kann es in sich haben!

SICHER ARBEITEN

„Sicher arbeiten“, so lautet das Motto der vom 30. September bis zum 6. Oktober im ganzen Bundesgebiet stattfindenden Unfallverhütungswoche 1956. Unfallverhütung ist ein Anliegen, das uns alle angeht: Arbeiter wie Angestellte, Gewerkschaften wie Arbeitgeber. Fast zwei Millionen gemeldete Betriebsunfälle im Jahre 1955, von denen etwa 5600 tödlich verliefen, mahnen uns alle eindringlich, die Gefahren unserer beruflichen Tätigkeit noch stärker zu beachten. Deshalb haben sowohl der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Walter Freitag, als auch der Vorsitzende der deutschen Arbeitgeberverbände, Dr. Paulssen, die Unterstützung ihrer Organisationen bei der diesjährigen Unfallverhütungswoche zugesagt.

Schutz von Leben und Gesundheit

Walter Freitag betonte: „Die menschliche Arbeitskraft vor jedem Schaden zu bewahren, ist eines der vordringlichsten Anliegen der Gewerkschaften. Sie begrüßen es daher sehr, daß die Berufsgenossenschaften in einer umfassenden Aktion für den Gedanken des Schutzes von Leben und Gesundheit werben wollen, und wünschen der Unfallverhütungswoche einen vollen Erfolg.“

Dr. Paulssen schrieb: „Sicheres Arbeiten ist die Voraussetzung für das Wohlergehen der Arbeitnehmer und die Wirtschaftlichkeit der Betriebe. Die Unternehmer unterstützen deshalb alle Maßnahmen der Berufsgenossenschaften, die einer Steigerung der Betriebssicherheit dienlich sind.“

Man sollte manchmal vor die Füße sehen . . .

. . . aber auch den Blick nach oben nicht vergessen!





Ein Umweg hält auf — aber Gefahr hält er fern!

Ziegelstein einem Arbeiter, der leider keine Sicherheitsschuhe trug, auf den Fuß fiel. Die große Zehe und der Mittelfußknochen waren gebrochen — eine sehr schmerzhaft Angelegenheit. Wochenlang mußte der Mann nun mit einem dicken Gipsverband im Bett liegen. Ob er überhaupt wieder völlig unbehindert gehen kann, läßt sich erst später entscheiden. Wenn dieser Arbeiter Sicherheitsschuhe getragen hätte, dann hätte ihm der Ziegelstein nichts anhaben können. Dabei sind Sicherheitsschuhe genauso bequem und sehen auch ebenso aus wie unsere gebräuchlichen Straßenschuhe. Es bedeutet also nicht die geringste Unannehmlichkeit, wenn man Sicherheitsschuhe trägt, die zudem verbilligt gekauft werden können.

Hundertmal geht es gut, aber dann . . .

Gewiß, manche Schutzmaßnahmen sind unbequem; denken wir an Schutzbrillen, Sicherheitshelme, -handschuhe sowie Schutzkleidung. Wenn man sie trägt, kann man sich entweder nicht mehr so rasch bewegen, oder sie sind zu warm, oder man meint, den notwendigen Überblick zu verlieren. Da verläßt man sich dann darauf, daß nichts passiert. Meist geht es auch lange Zeit gut, bis dann der Unfall doch eines Tages geschieht. Der Bauarbeiter, dessen Unfall wir eben schilderten, arbeitete schon lange Jahre in der Bauabteilung und hatte nie Sicherheitsschuhe getragen, und trotzdem war ihm etwas geschehen. Nun liegt er im Krankenhaus. Und so ist es fast immer. Hunderte Male geht es gut, und dann, wenn man meint, man wäre so geschickt, daß man trotz Nichtbeachtung der Unfallverhütungsvorschriften Unfälle vermeiden kann, gerade dann „verursacht“ man durch eigenes Verhalten einen Unfall. Denn Unfälle werden „verursacht“. Nicht immer ist es der Betroffene selbst, der den Unfall verschuldet. Nicht selten ist es ein Arbeitskollege, der die nötige Sorgfalt nicht beachtete. Es ist völlig unnützlich, sich darüber zu streiten, wie hoch der Anteil der Unfälle ist, die durch Unvorsichtigkeit, Nachlässigkeit, Gedankenlosigkeit, ja vielfach auch durch Rücksichtslosigkeit verursacht werden.

Unbestreitbar ist, daß der Anteil der durch technische Mängel ausgelösten Unfälle langsam aber



Wer am Tag schläft, kann leicht für immer einschlafen

ständig zurückgeht. Früher waren Maschinenunfälle besonders an der Tagesordnung, sie forderten auch die meisten Todesopfer; heute sind es nicht einmal mehr 4 v. H. der Todesfälle. Die Lastenbeförderung, also der innerbetriebliche Transport und Verkehr, ist heute der größte betriebliche Gefahrenpunkt; mehr als 60 v. H. der Todesfälle werden hier verursacht.

Während die medizinische Forschung und ärztliche Kunst kaum für möglich gehaltene Fortschritte machen und sehr vielen schwerkranken Menschen das Leben erhalten können, werden wir mit den Gefahren der modernen Technik weit weniger gut fertig. Früher forderten Seuchen, Tuberkulose und Hungersnöte ihre Opfer. Heute sind es Betriebs- und Verkehrsunfälle, die einen hohen Blutzoll verlangen, und doch besteht ein wesentlicher Unterschied gegenüber früher.

Wir haben die Möglichkeit, Unfälle zu vermeiden, wenn wir die Unfallgefahren, die uns drohen, kennen und die Unfallverhütungsvorschriften beachten. Unsere Vorfahren waren den Seuchen hilflos ausgeliefert; wir sind es gegenüber den Unfallgefahren nicht. Unfälle sind heute meist keine höhere Gewalt.

Das Unfallgewissen wecken, ist unsere Aufgabe

„Sicher arbeiten“ lautet das Motto, das die Berufsgenossenschaften der diesjährigen Unfallverhütungswoche gegeben haben. Sicher arbeiten bedeutet in erster Linie, an sich selbst arbeiten und sich dazu zwingen, sich im Betrieb und auf der Straße so zu verhalten, daß jede Unfallmöglichkeit soweit wie möglich ausgeschaltet ist. Unser „Unfallgewissen“ muß stets wach sein. Niemand darf abwarten, bis er durch eigenen Schaden klug wird. Es ist viel zu schmerzhaft und bringt Leid und Not für die Familie.

Vorsicht ist keine Feigheit - Leichtsinn kein Mut

Jeder sollte auch darauf achten, daß sein Arbeitskollege unfallsicher arbeitet, denn jeder, der Unfallgefahren heraufbeschwört, bringt nicht nur sich

selbst, sondern meist auch andere Kollegen in Gefahr.

Klärt Kollegen, die glauben, es mit den Unfallverhütungsvorschriften nicht genau nehmen zu müssen, auf! Weist sie darauf hin, daß sie niemandem nützen, sondern nur sich selbst, ihrer Familie und ihren Kollegen Schaden zufügen können!

Diese Zeilen wären unvollständig ohne einen ernstesten Appell an Meister, Betriebsleiter und alle anderen Verantwortlichen im Betrieb. Sie vor allem müssen erkennen, daß die Gesundheit der Belegschaftsmitglieder wichtiger ist als das gestellte Produktionsziel; zumindest darf es nicht auf Kosten der Unfallsicherheit gehen. Jeder Vorgesetzte, der es mit der Einhaltung der Unfallverhütungsvorschriften in seinem Bereich nicht sehr genau nimmt, handelt unverantwortlich.

Bekannte Gefahren — halbe Gefahren

Wer Unfälle vermeiden will, muß vor allem bemüht sein, sich über die möglichen Gefahren in seinem Betrieb zu unterrichten und alle Maßnahmen kennen, die zu ihrer Abwehr notwendig sind. Wer von den Gefahren weiß, kann sie vermeiden. Bekannte Gefahren sind nur noch halbe Gefahren. Bevor mit irgendeiner Arbeit begonnen wird, sollte sie erst einmal richtig durchdacht werden. Nur nicht hetzen! Kein Termin ist wichtiger als die Sicherheit. Hat man seine Arbeit richtig durchdacht, kann man sie nachher sogar viel schneller erledigen.

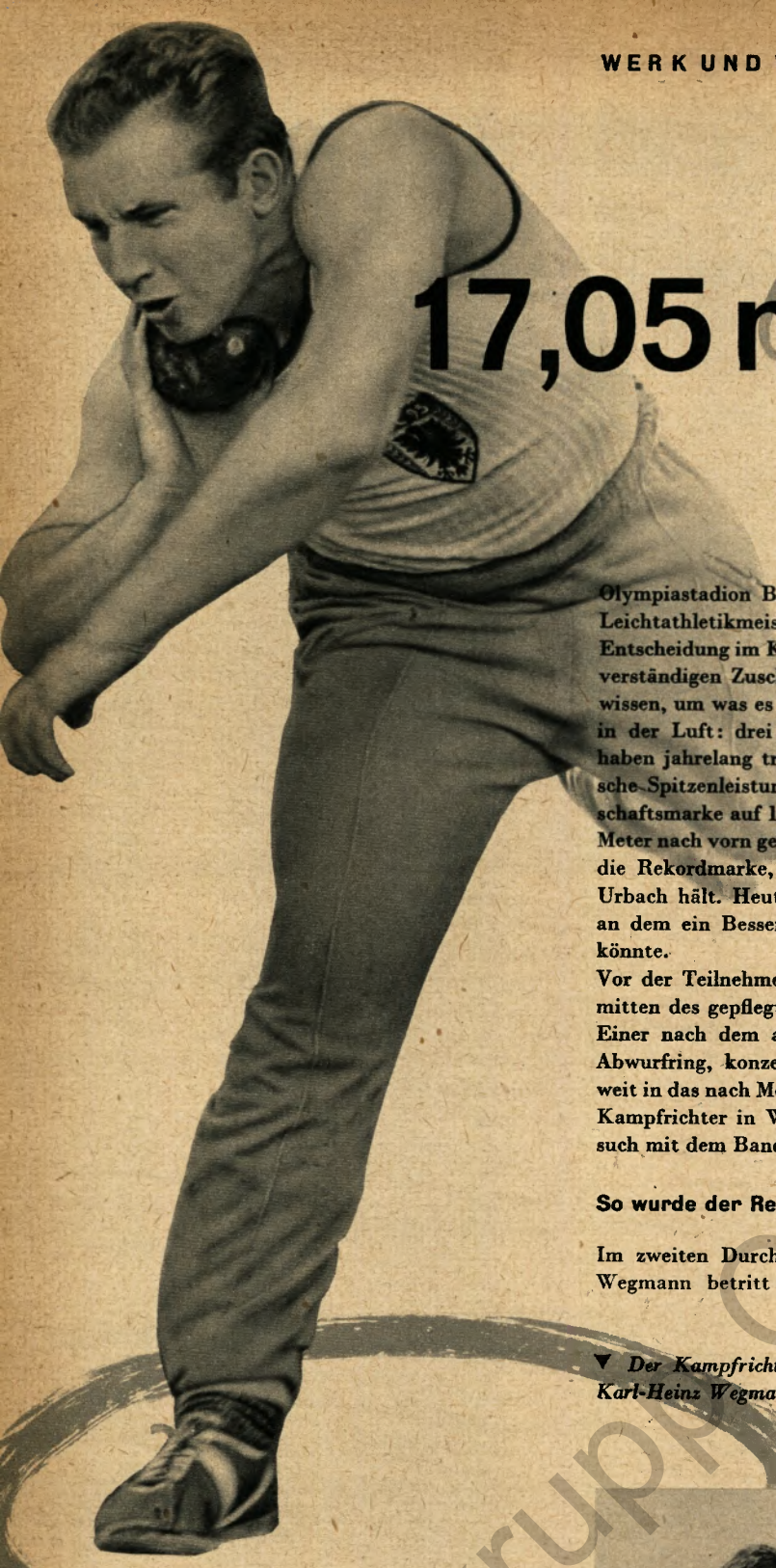
Nichts geht über Gesundheit und Arbeitskraft

Gesundheit und Arbeitskraft sind das Kostbarste, das wir besitzen. Kein Geld, und auch nicht die besten Leistungen der Unfallversicherung können sie ersetzen. Jeder schützt sich selbst am besten, wenn er seine Arbeit mit Vorsicht und Umsicht verrichtet. Laßt uns alle darüber nachdenken, wie wir Unfälle vermeiden können, wie wir uns und andere vor Schaden bewahren können — dann wird die Unfallverhütungswoche ein voller Erfolg.

Dieses Plakat soll uns alle während der Unfallverhütungswoche mahnen, auf die Gefahren im Beruf noch stärker zu achten, damit die Unfallziffern endlich fallen.



17,05 m *Loy* die Kugel



Olympiastadion Berlin. Erster Tag der Deutschen Leichtathletikmeisterschaften 1956. Vorkampf und Entscheidung im Kugelstoßen der Männer. Die sachverständigen Zuschauer auf der Teilnehmertribüne wissen, um was es geht. Ein deutscher Rekord liegt in der Luft: drei junge Sportler im Kugelstoßen haben jahrelang trainiert und inzwischen die deutsche Spitzenleistung von 1954, bei der die Meisterschaftsmarke auf 14,56 Meter lag, um mehr als zwei Meter nach vorn gebracht. Bei 16,65 Meter liegt jetzt die Rekordmarke, die der junge Bochumer Dieter Urbach hält. Heute mag der Tag gekommen sein, an dem ein Besserer auch diesen Rekord brechen könnte.

Vor der Teilnehmertribüne liegt der Wurfkreis inmitten des gepflegten Rasens des Olympiastadions. Einer nach dem anderen betritt den kreisrunden Abwurfiring, konzentriert sich und stößt die Kugel weit in das nach Metern grob markierte Feld hinaus. Kampfrichter in Weiß messen jeden gültigen Versuch mit dem Bandmaß und registrieren ihn.

So wurde der Rekord gebrochen

Im zweiten Durchgang ist es soweit! Karl-Heinz Wegmann betritt den Abwurfkreis. Sein blauer

Trainingsanzug zeigt auf dem Rücken große schweißnasse Stellen. Der Mann in Blau wischt sich mit einem Handtuch den Schweiß aus den Augen, legt den Oberkörper weit auf das rechte Knie, das entgegengesetzt zum Wurfheld gebeugt ist, läßt sekundenlang den Körper federnd verharren und wirbelt mit einem mächtigen Ruck den Oberkörper herum. Ganz tief, aus den Knien kommt der Stoß. Der Wurfarm fliegt heraus, und wie von einer Sehne geschleudert, wuchtet die Kugel hoch in das Feld hinaus, bleibt einen Herzschlag lang in der Luft stehen und fällt dann, genau die 17-Meter-Linie treffend, steil ab. Ein Ruf aus tausend Kehlen: Der alte Rekord ist gebrochen!

17,34 Meter leider nicht anerkannt

Noch zweimal senkt sich die Kugel genau auf die 17-Meter-Linie, die bisher kein deutscher Athlet übertraf. Dabei reißt bei einem Wurf die Wucht des eigenen Schwunges den Mann mit aus dem Ring. 17,34 Meter werden gemessen. Aber der Versuch ist ungültig. Die rote Fahne des Kampfrichters fliegt hoch. Im letzten Durchgang ist es jedoch soweit. Karl-Heinz Wegmann setzt alles auf eine Karte... und bei 17,05 Meter bricht die Kugel in die Rasen-

▼ Der Kampfrichter mißt die gestoßene Meterzahl. Karl-Heinz Wegmann folgt ihm gespannt

▼ 17,05 Meter! Eine Leistung, die ein Deutscher bisher noch nicht erreichte. Stolze Freude überstrahlt das Gesicht des Siegers

Karl-Heinz Wegmann
Deutscher Meister
im Kugelstoßen

Bild oben zeigt die Dynamik, mit der Karl-Heinz Wegmann die Kugel zu stoßen versteht: gleich wird sie wie von einer Sehne geschleudert übers Feld fliegen



decke ein. Wieder Rekord! Keine zehn Minuten war die alte Bestleistung alt. Wieder jubelt das Publikum auf den Rängen. Fotoreporter umringen den Rekordmann in Blau. Freude überstrahlt sein Gesicht, eine Freude, die ihn alles vergessen läßt, die ungeheuren Trainingsstrapazen und die Bäche von Schweiß, die nötig waren, um seinem Körper diese Leistungen abzugewinnen. Ein ergrauter Herr ergreift seine Hand, als er das Siegespodium betritt, und der Stadionlautsprecher verkündet: „Sieger und Deutscher Meister 1956, Karl-Heinz Wegmann, Dortmunder Sportclub 95, mit 17,05 Meter. Diese Leistung bedeutet: Neuer deutscher Rekord!“

Das war die bisher schönste Stunde im Leben des 22jährigen Elektrikers Karl-Heinz Wegmann. Seit dem ersten April 1949, dem Beginn seiner Lehrzeit, arbeitet er auf der Westfalenhütte in Dortmund.



▲ Als Karl-Heinz Wegmann aus Berlin zurückkam, hatten seine Arbeitskollegen in der Hauptwerkstatt der elektrotechnischen Abteilung zu seinem Empfang seinen Arbeitsplatz mit grünen Zweigen ausgeschmückt. Zudem schenkten sie ihm eine „silberne“ Kugel.

Der bescheidene „Kalla“ – wie ihn seine Kollegen rufen –, der jedoch sehr impulsiv ist, arbeitet in der Hauptwerkstatt der elektrischen Abteilung. Alle, die ihn täglich um sich haben, sind stolz auf ihn. Alle mögen ihn, vom jüngsten „Stift“ bis zum Meister Heinzendorf. Die Abendschule der staatlichen Ingenieurschule, die Karl-Heinz Wegmann besuchte, ließ ihm kaum Zeit zu intensivem Training. Unermüdet an sich arbeiten muß aber ein Leistungssportler, wenn er sich steigern will. Karl-Heinz Wegmann schaffte es trotzdem. Sein Trainingsplatz befindet sich unmittelbar hinter seinem Hause, wo er täglich auf Kraft und Schnelligkeit ein enormes Trainingspensum erfüllt. Alkohol und Nikotin sind für ihn „böhmische Dörfer“.

Nächstes Ziel: Melbourne

Mit seinen 22 Lenzen hat er noch vieles vor sich. Warum sollte er nicht einmal den Weltrekord brechen?

Was sich Karl-Heinz Wegmann wünscht? Erfolg im Sport und etwas mehr Urlaub, um Deutschland in Melbourne bei den olympischen Spielen erfolgreich vertreten zu können. Dazu wünschen ihm alle Arbeitskollegen und Freunde „Hals- und Beinbruch“!

Rudi boxt sich durch

Rudi Horoba
Deutscher Vizemeister im Schwergewicht

Rudi Horoba ist nicht streitsüchtig. Es wäre freilich auch nicht ratsam, einen Streit mit ihm vom Zaun zu brechen. Das könnte leicht „ins Auge“ gehen, denn auf handfeste Auseinandersetzungen versteht er sich. Sie sind sein Steckenpferd.

Rudi war bei den Deutschen Amateur-Boxmeisterschaften, die kürzlich in Karlsruhe ausgetragen wurden, die große Überraschung. Er schlug den fast zwei Köpfe größeren bayrischen Meister Pietron, den Zweizentnermann Waloscheck aus Berlin und den Rüsselsheimer Lahr. Im Endkampf unterlag Horoba gegen Ritter (Baden) nur knapp nach Punkten. Die vorausgegangenen Kämpfe gegen Schwergewichtler, die über vierzig Pfund mehr „auf die Waage brachten“ als er, hatten zu viel Kraft gekostet. Immerhin: sich gegen die deutsche Amateur-Elite bis zur Spitze durchzukämpfen, ist schon ein großer Erfolg.

Karriere ist noch nicht zu Ende

Rudi Horoba ist seit sechs Jahren bei der Westfalenhütte. Er arbeitet als Betriebsschlosser im Kaltwalzwerk. Seine Arbeitskameraden vom Kaltwalzwerk empfangen ihn herzlich, als er aus Karlsruhe zum Arbeitsplatz zurückkam. Sie sind stolz auf ihren Deutschen Vizemeister im Schwergewicht.

Für die ganz großen Erfolge hat Rudi Horoba noch Zeit genug: er ist erst 21 Jahre alt. Als zwölfjähriger Junge hat er mit dem Boxen angefangen. Später ging es mit Energie und Selbstdisziplin steil aufwärts: viermal wurde er Westfalenmeister, 1951 zweiter Zonenmeister, 1952 Deutscher Jugendmeister im Mittelgewicht, 1953 Vizemeister im Halbschwergewicht, und jetzt ist er also Deutscher Vizemeister der Schwergewicht-Amateure.

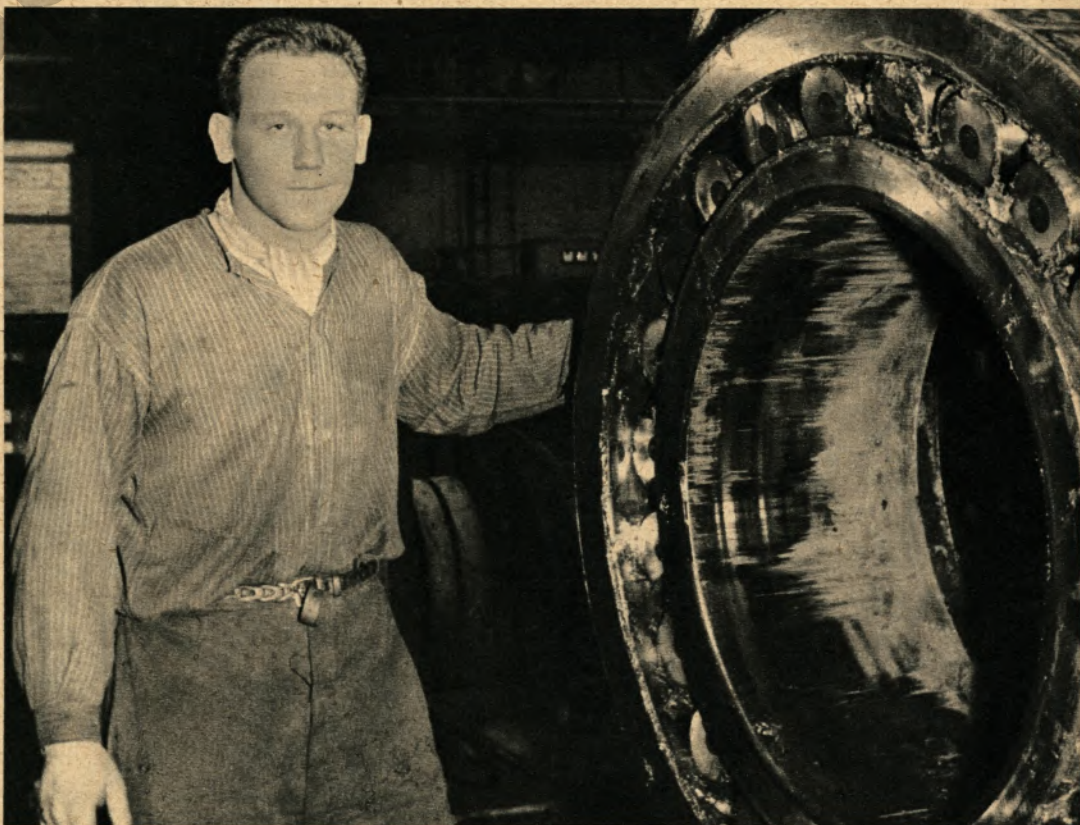


Zweimal wöchentlich trainiert er „eisern“ in seinem Verein Victoria 08 Dortmund. In Abständen von etwa vierzehn Tagen trägt sein Verein gewöhnlich Freundschaftskämpfe aus.

„Das Boxen ist eben mein Steckenpferd“ sagt er. „Da muß man schon hart gegen sich selbst sein!“ Der Lohn seiner Zielstrebigkeit: man hat Rudi soeben angeboten, an der Deutschen Olympia-Ausscheidung teilzunehmen. Aber er glaubt, sich jetzt einmal etwas Ruhe gönnen zu müssen. Die letzten Monate waren zu anstrengend, und so hat er auf die Teilnahme verzichtet. Die Bilanz seiner bisherigen boxerischen Laufbahn: von 110 Kämpfen hat er 95 gewonnen, zehn verloren, fünf verliefen unentschieden.

„In vier Jahren ist wieder eine Olympiade“, sagt Rudi, und das klingt, als hätte er sich vorgenommen, die Zeit bis dahin gut zu nutzen.

▼ Als Betriebsschlosser ist Rudi Horoba im Kaltwalzwerk der Westfalenhütte beschäftigt. Hier baut er eine Stutzwalze zusammen.



Türken bei uns

Studenten aus aller Welt kommen ins Ruhrgebiet, um in der deutschen Industrie Erfahrungen zu sammeln. Neben den Indern, Äthiopiern und Persern, die in den Hoesch-Betrieben arbeiten, sind jetzt auch zwei Türken bei uns. Beide studieren an der Technischen Universität Istanbul und wollen Bergbau-Ingenieur werden. WERK UND WIR besuchte sie auf der Zeche Kaiserstuhl der Hoesch Bergwerks-AG, wo sie seit einigen Wochen beschäftigt sind.

„Hätte ich vorher nur besser Deutsch gelernt“, klagt Orhan Polat in leidlichem Französisch. Und Sinasi Eskikaya nickt bestätigend zu dieser Selbstkritik. Dieser Stoßseufzer der beiden türkischen Bergbaustudenten hat seine Hintergründe: sie dürfen nicht eher in den Untertagebetrieb, bis sie sich unten deutsch verständigen können. Die Signale kennen sie schon. Aber die bergbaupolizeilichen Vorschriften sind streng und verlangen mehr. „Wir lernen Tag und Nacht Deutsch“, betont Sinasi. „Unsere deutschen Kameraden helfen uns dabei. Hier auf Kaiserstuhl, im ‚Bergwerk der Lehrlinge‘, ist man besonders nett zu uns.“

Sie wollen Erfahrungen sammeln

Meisterhauer Diekmann rühmt den Eifer und die Geschicklichkeit der beiden. Aber es sind schließlich keine Anfänger! Auch in der Türkei gehört zum bergbaulichen Studium eine praktische Tätigkeit von zwei Monaten pro Semester, und die haben sie bisher stets im Braunkohlenrevier von Soma abgeleistet. „Diesmal sind wir nach Deutschland gekommen, weil die deutschen Einrichtungen im Bergbau auf der Universität immer als besonders vorbildlich gerühmt werden“, radebrecht Sinasi. Er macht sich um seine Zukunft keine Sorgen. Nur die Finanzierung des Studiums ist ein wenig schwierig; sein Vater ist Arbeiter in einer Lederfabrik.



Fachkräfte in der Helmat gefragt

Wenn sie ihre zehn Semester – von denen noch sechs vor ihnen liegen – erfolgreich absolviert haben, wartet auf beide eine gutbezahlte Stellung. Die Technische Universität Istanbul hat erst seit vier Jahren



eine bergbauliche Fakultät. Es wird noch lange dauern, bis genügend Bergbau-Ingenieure im eigenen Land herangebildet sind. „Bisher mußten unsere Ingenieure in Frankreich oder USA studieren oder wir mußten uns von dort die nötigen Fachleute holen.“ In Sinasis Stimme klingt Stolz bei dieser Feststellung.

Dortmund ist schön, aber . . .

Die Türken fühlen sich selbst als Europäer. Auch Orhan Polat zögert keinen Augenblick mit seiner Antwort, obwohl er südlich des Taurus-Gebirges in Urfa, einer kleinen Provinzstadt nahe der syrischen Grenze, zu Hause ist. Er ist „kein Orientale“. Und überhaupt: Türken und Deutsche – zur Veranschaulichung legt er die Zeigefinger parallel zueinander – sind „kardesch“, sind Brüder, Freunde.

Wenn ihnen der Kopf raucht vom Deutschlernen, gehen sie spazieren. „Dortmund ist eine schöne Stadt“, sagt Orhan. Zaghaft fügt er hinzu, Istanbul sei allerdings noch größer und schöner. „Istanbul ist die schönste Stadt der Welt.“ Man braucht nicht einmal unbedingt Türke zu sein, um das zu unterstreichen.

Wir drücken die Daumen

Hauptausbildungsleiter Reinert hat sich anlässlich unseres Besuchs im Lehrstreb vom fachlichen Können der beiden jungen Nachwuchsengeure vom Bosphorus überzeugt. „Mit dem Deutsch wird es schon klappen“, meint er zuversichtlich. Wir drücken ihnen die Daumen, daß sie nicht in ihre ferne Heimat zurückfahren müssen, ohne den „Kohlenpott“ an der Quelle kennengelernt zu haben.

Bild oben

Hauptausbildungsleiter Dipl.-Ing. Reinert fragt Orhan Polat: „Welches Signal geben Sie an einem Stapel, wenn Sie ganz allein mit einem Förderkorb unter Tage fahren wollen?“ Auf Anhieb kommt die richtige Antwort

Bild Mitte

In der halbsteilen Lagerung des Lehrstrebens lernen die beiden Türken, wie der Ausbau vorschriftsmäßig eingebracht werden muß

Bild links außen

Orhan Polat zeigt, daß er imstande ist, selbständig von einer Sohle zur anderen zu fahren

Bild links

„Zu Hause“, d. h. im Ledigenheim an der Derner Straße, setzt sich Orhan abends oft ans Klavier. Sinasi lauscht aufmerksam den europäischen und orientalischen Melodien. „Heimweh?“ fragen wir. „Nein, noch nicht!“ kommt lachend die Antwort

Hoesch und Berlin – diesmal ganz anders!



Hoesch hat seine Verbundenheit mit Berlin schon wiederholt bewiesen. Berliner Firmen bauten mit am Hervest-Dorstener Kraftwerk, an der Halbzeugstraße der Westfalenhütte und der Mittelbandstraße in Hohenlimburg (siehe WERK UND WIR Heft 6/1955). Ein weiterer – wenn auch ganz anders gearteter – Beweis sind die vierzig Berliner Kinder, die – von Hoesch eingeladen – auf der Nordseeinsel Borkum ihre Ferien verlebten. Vor kurzem hat die zweite Gruppe das Kinderheim Bloemfontain verlassen. Frau Gassau, die Leiterin des Heims, schrieb uns dazu folgenden netten Brief:

„Zwanzig Jungs mit erwartungsvollen kritischen Blicken! So kamen sie. Zunächst sagten sie nichts – außergewöhnlich für Berliner. Die erste zusammenhängende Antwort war skeptisch: „Ob uns det hier jefällt, wird sich erst noch rausstell'n.“ Wir merkten recht bald, daß wir es mit offenen, ehrlichen, echten Berlinern zu tun hatten.

Nach kurzer Zeit aber bejahten die Jungen ihre neue Umgebung voll und ganz. Mit Begeisterung tollten sie im Wasser herum und eroberten durch Wanderungen die schöne grüne Insel. Wind und Wetter machten ihnen gar nichts aus. Besonders aufgeschlossen waren sie für die vielen Schönheiten, die ihnen der Strand bot. Wir fühlten, daß sie glücklich waren.

▼ *Im Wasser ist es am schönsten!*



Unsere Abschiedsfeier wurde vorwiegend von den Berlinern gestaltet. Sie hatten am meisten auf Lager und brachten alles unbefangen in ihrer Sprache.

Der Abschied fiel den Jungen schwer, die drei Wochen hatten uns sehr miteinander verbunden.

▲ *Dünenwanderungen machten den Jungen besonders viel Spaß. Soviel sie aber auch auf den Beinen waren – fast alle brachten am Ende der vierzehn Tage einige Pfund mehr auf die Waage*



Morgens früh am Dünenbahnhof schmetterten wir zum letzten Male gemeinsam unser Lied:

*Lustig ist es am Strand zu leben,
brauchen dem Strandvogt kein Geld zu geben,
können Burgen und Schlösser bau'n
und bis nach Holland hinüberschau'n.
... denken daran, wie schön es war,
kommen wieder im nächsten Jahr!“*

Dank an Berlin

Wie die von uns eingeladenen 40 Berliner Jungen, haben viele Tausende Berliner Kinder in diesem Jahr die Bundesrepublik in ihren Ferien besucht. Wir alle haben mit unseren Einladungen etwas von der Dankeschuld gegenüber Berlin abgetragen, gegenüber der Stadt, die von der Trennung Deutschlands am unseligsten betroffen ist. Hoffen wir, daß die Verbundenheit zwischen Berlin und uns niemals schwächer, sondern – wie durch diese Ferienaktion – weiter gestärkt werden möge.

passiert

notiert

fotografiert

Drei Omnibusse standen am Samstag, dem 28. Juli 1956, morgens um 8 Uhr, fahrbereit. 48 Schwerbeschädigte von Kaiserstuhl West mit ihren Frauen unternahmen ihre alljährliche Fahrt ins Blaue. Ein regenfreier Tag – frohe Gesichter! Durch die nähere Umgebung Dortmunds, vorbei an Wiesen und Feldern, wurde bei prächtigem Sonnenschein Neheim erreicht. Nach einer Kaffeepause ging die Fahrt weiter durch den



Arnsberger Wald und über die Höhen des Sauerlandes nach Warstein. In einem Lokal in der Nähe der Tropfsteinhöhle wurde zu Mittag gegessen. Hier begrüßte der Sozialreferent der Schachanlage Kaiserstuhl West, Heinrich Kampmann, die Schwerbeschädigten. Dr. Simon überbrachte die Grüße der Direktion. Die Tropfsteinhöhle wurde besichtigt und gebührend bestaunt. Das Sommerwetter lud zu kleinen Spaziergängen in die herrliche Umgebung Warsteins ein. Nach einer Stärkung mit Kaffee und Kuchen ging dann die Fahrt weiter. Entlang der Möhnetalsperre, durch die Wälder und Ortschaften des Sauerlandes, wurde gegen Abend das vorläufige Endziel Witten-Rüdinghausen erreicht, wo nach einem kräftigen Imbiß der „gemütliche Teil“ des Tages begann. Die Kapelle Werner spielte zum Tanz, und ihre humoristischen Einlagen ernteten frohes Gelächter. In einer Tombola waren viele von den Frauen gestiftete wertvolle Preise zu gewinnen. Zu schnell vergingen die Stunden, und als um Mitternacht die Heimfahrt nach Dortmund angetreten wurde, waren alle einer Meinung: das war ein gelungener Ausflug!



Auch in diesem Jahr waren wieder viele Urlauber der Hoesch-Gesellschaften unterwegs. In Pensionen, die mit den einzelnen Werken im Vertrag stehen, wohnten sie mit ihren Familien. Paul Eichler vom Werkschutz der Westfalenhütte berichtete uns über seinen Urlaub, den er mit Arbeitskollegen von der Westfalenhütte verbrachte:

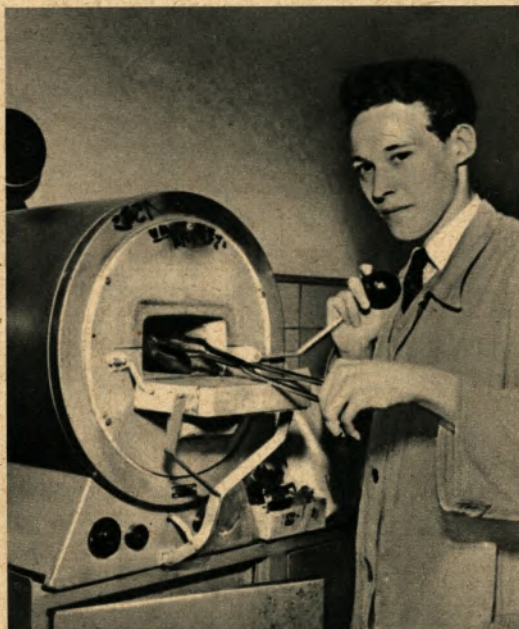
„Urlaub und Sonnenschein! Wer beides gemeinsam hatte, den kann man wohl einen Glückspilz nennen. Wir von der Westfalenhütte konnten jedenfalls mit dem Wetter zufrieden sein. Wenn auch nicht jeder Tag ein Sonnentag war, so ließen wir uns bei unseren Wanderungen nicht die gute Laune nehmen. In Dalwigkthal, einem Ort im Waldecker-Land, waren wir in einem modernen Hotel untergebracht. Die bewaldeten Höhen, von denen Dalwigkthal umgeben ist, lockten zu ausgedehnten Spaziergängen. Sie waren für uns Großstädter eine besondere Erholung.

An einem wunderschönen Tag, der für einen größeren Ausflug wie bestimmt schien, fuhren wir mit einem Kleinbus von Dalwigkthal zum Edersee. In Niederwerbe am Edersee, wo ebenfalls Belegschaftsmitglieder der Westfalenhütte ihren Urlaub verbringen, ist eine staatliche Forellenzuchtanstalt. Dort beobachteten wir, wie die Forellen in den Edersee ausgesetzt werden. Schloß Waldeck war unser nächstes Ziel.



Nachdem wir das Schloß besichtigt hatten, fuhren wir zur Sperrmauer des Edersees. Die Ausmaße des Sees mit 135 km Länge und 200 Mill. cbm Wasserinhalt sowie die Staumauer beeindruckten uns sehr.

Wildungen war unser Endziel. Hier hatten wir drei Stunden Zeit, um uns in der Stadt umzusehen. Nur zu schnell ging dieser schöne Sommertag zu Ende. Wohlbehalten brachte uns der Bus nach Dalwigkthal in unsere Pension zurück. Noch viele schöne Wanderungen haben wir durch Wälder und Täler des schönen Waldecker-Landes gemacht. Lange noch werden die schönen Tage in uns nachklingen.“



Christer Ehrenborg freut sich, daß er vor sechs Wochen in Stockholm bei der Verlosung der Praktikantenstellen in Deutschland das richtige Los gezogen hat. Zuerst war er in Hohenlimburg vier Wochen lang an der Walzenstraße. Die moderne Anlage hat ihn sehr beeindruckt. „Ich habe dadurch einen guten Einblick in die Warmwalztechnik gekriegt“, sagt er. Jetzt arbeitet er im Labor. Auf dem Bild sehen wir ihn vor dem Muffelofen. Er ist auch deshalb nach Deutschland gekommen, um seine deutschen Sprachkenntnisse zu verbessern. Sie sind aber gar nicht sehr verbesserungsbedürftig: Christer spricht ausgezeichnet deutsch. Er hat es sieben Jahre in der Schule gelernt. Er ist im vierten Semester an der Technischen Hochschule Stockholm. Nach dem neunten Semester wird er sein Examen als Diplomingenieur machen. Der Wechsel von der Großstadt Stockholm zur Kleinstadt Hohenlimburg bedeutet eine Umstellung. Aber sonst ist alles ähnlich, denn „Schweden und Deutschland sind ja fast Nachbarn“. Schade, daß die Zeit in Hohenlimburg in vierzehn Tagen vorüber ist. Trotzdem – die Verbindung mit Deutschland soll nie mehr verlorengehen.

passiert

notiert

fotografiert

20 000 Besucher zogen am ersten Sonntag des Septembers in die Sport- und Erholungsanlagen der Westfalenhütte. Die Sozialabteilung hatte sie zu einer Großveranstaltung eingeladen. Das Motto „Hoesch-Park in Flammen“ versprach nicht zuviel, denn als Höhepunkt des Abends erlebten die Besucher ein Feuerwerk, wie es die meisten von ihnen noch nicht gesehen hatten.



Vorher zeigte man ein reichhaltiges Programm: Auf der Radrennbahn rollte vor begeisterten Zuschauern - die mit Anfeuerungsrufen nicht sparten - ein 1000-Meter-Malfahren ab. Ein buntes Bild bot die Rollschuhbahn, auf der Rollschuhläuferinnen mit anmutigen Tänzen erfreuten. Als artistische Glanzleistung und Höhepunkt der Großveranstaltung stieg „Don Oscarez“ in seine Todeskugel und sorgte für Augenblicke höchster Spannung bei den Zuschauern.

Das Wetter war verhältnismäßig gut; die wenigen Regentropfen, die fielen, konnten nur wenige Ängstliche vertreiben.



WERK UND WIR erhielt von den Kindern des Jugendhorts der Westfalenhütte folgenden netten Brief. Sie berichten so lebhaft von ihrem Ferlenaufenthalt in Bielefeld-Sieker, daß wir diesen Brief niemand vorenthalten möchten.

Bielefeld-Sieker, den 11. August 1956

„Liebe Redaktion!

Von unserem Ferienaufenthalt in der Jugendherberge Bielefeld senden wir Dir frohe Grüße. Wir kennen Dich durch Deinen häufigen Besuch in unserem Jugendhort so gut, daß wir wissen, daß Du mit Freude unseren Bericht, den wir schicken, an die Angehörigen unserer Hoesch Werke weitergeben wirst.

17 Tage sind für unseren Ferienaufenthalt vorgesehen. Die Jugendherberge hier ist für diese Zwecke besonders geeignet. Sie liegt direkt am Teutoburger Wald, und der Sonnenschein, der uns doch noch in diesem Sommer lacht, verschönt unsere täglichen Fahrten, Wanderungen, Gesellschaftsspiele und sogar - liebe Redaktion, da wirst Du staunen - unsere Sprünge vom „Zehner“

im besonders schönen Freibad. Aber wir sind nicht nur hier in Bielefeld festgenagelt, sondern es treibt uns oft hinaus in die weitere Umgebung. Hast Du schon einmal erlebt, wie es ist, wenn man schwitzend den Berg zum Hermannsdenkmal ersteigt und den gewaltigen Cheruskerfürsten plötzlich durch das Waldesdunkel emporragen sieht? Oder wenn man auf einer Adlerwarte steht und den Heimflug eines Kaiseradlers beobachtet? Wir haben dieses seltene Schauspiel in Berlebeck beobachtet. Und noch viel Schönes steht uns bevor: eine Fahrt zum Jugendhof Vlotho, Porta Westfalica, zur Schleuse nach Minden und dem Mausoleum in Bückeburg.

Wir sind so erfüllt von allem, was wir erlebt haben und noch erleben dürfen, daß wir nicht umhin konnten, Dir hiervon etwas zu berichten. Wir hoffen und wünschen, daß jeder, der dieses liest, sich auch solch schöne Ferien gestalten kann, wie wir es hier versuchen. Denn auch ohne großen Geldsack kann man sich an der Natur erfreuen, die sich hier schon in der Nähe unserer Heimat so wundervoll bietet. Es grüßt Dich und alle Leser
Dein Jugendhort.“



Alle 48 Minuten
 ein tödlicher Unfall!
 567 586 Verkehrsunfälle
 zählte das Bundesgebiet
 allein im Jahr 1955!
 Jeden von uns
 geht deshalb der Aufruf
 zu Vorsicht
 und Rücksicht
 im Straßenverkehr an

Der Tod auf der Straße



Die Zahl der Verkehrsunfälle steigt weiter. Im Jahre 1955 war Nordrhein-Westfalen mit 27 v. H. an der Gesamtzahl der Verkehrsunfälle im Bundesgebiet beteiligt, jetzt liegt es mit 30 bis 31 v. H. an der Spitze. Deshalb möchten wir zur Besinnung und zur Rücksichtnahme im Verkehr aufrufen.

Wie oft gehen wir, mit den Gedanken noch bei der Arbeit oder bei einer ärgerlichen Familienangelegenheit, in den Verkehr und wachen zu Tode erschrocken vor einem mit kreischenden Bremsen haltenden Kraftfahrzeug auf. Dieses Mal ging es noch gut. So rechnen wir immer und sind eines Tages „erschlagen“, wenn wir selbst das Opfer eines Verkehrsunfalles wurden.

Von ewiger Unrast befallen, streben wir danach, mit Höchstgeschwindigkeit unter Nichtachtung der einfachsten Verkehrsregeln so schnell wie möglich das Ziel zu erreichen und finden uns vorzeitig am Ziel – dem Krankenhaus!

Deshalb, „Eile mit Weile!“ Es geht schneller und sicherer!

Beim jungen Menschen sind die Nerven intakt, sein Moped ist es oft weniger. Trotzdem macht es Freude, das Gas so weit wie möglich aufzudrehen, mit heulendem, kreischendem Motor durch die Gegend zu rasen. Die Hupe wird selbstverständlich auch fleißig benutzt. Was schadet es, wenn ein altes Mütterchen angstbebend sich auf den Bürgersteig rettet, ein gehbehinderter Kollege durch geschickte Körperdrehung sich gerade noch vor dem Anfahren bewahrt, kopfschüttelnd und fäusteballend vernünftige Leute hinterherschimpfen? Die Hauptsache, man hat sein

▼ Statistik der Verkehrsunfälle im Bundesgebiet



Vergnügen. Ob ein anderer dabei Schaden erleidet, ist uninteressant. Was geht das mich an? – So denken leider viele. Eines Tages aber ereilt auch sie das Schicksal.

Zum morgigen Volksfest nehmen wir natürlich unser Fahrzeug mit. Es ist ja soo bequem. Man kann ja nicht nur arbeiten und wie ein Stockfisch leben. Ein paar fröhliche Stunden braucht jeder. – Zur Fröhlichkeit gehört Alkohol. – Daß aber Alkohol und Verkehr Lebensgefahr bedeuten, vergessen wir. Wir sind ja noch soo sicher! „Was, betrunken soll ich sein? Ich, keine Spur – ich fahre wie eine ‚Eins!‘“ Ja, wie eine „Eins“ – gegen den nächsten Baum. – Krankenhaus, Friedhof sind oft die Endstationen.

Die Mutter schickt das Kind zum Kaufmann. Der letzte Hinweis: „Verlier bloß das Geld nicht!“ Krampfhaft hält Lieschen die Geldtasche fest. Alle Gedanken sind nur bei dem Gelde. So stolpert es in den Verkehr und leider, nicht selten – in den Tod. – Ist es nicht besser, dem Kinde zu raten, Vorsicht im Verkehr zu üben? Das Geld sollte in einer Tasche am Körper sicher untergebracht werden, so daß Kleinsieschens Köpfchen sich nur mit seiner Sicherheit im Verkehr zu befassen braucht!

Wir sollten alle im Leben, aber besonders im Verkehr, mehr Hilfsbereitschaft zeigen! Beschämend ist das Bild, das ein über einen aufgestellten Aschen-eimer fallender Blinder bietet. Es ist doch eine moralische Verpflichtung, jeden Mitmenschen auf ihm drohende Gefahren hinzuweisen! Denken wir doch nicht immer nur an uns, sondern auch an das Wohl unserer Mitmenschen. Die Überheblichkeit einzelner Verkehrsteilnehmergruppen ist fehl am Platze. Spannungen müssen vermieden werden. Wir können nicht alle Mopeds oder gar Mercedes 300 fahren. Mit Vorsicht und Rücksicht gegenüber dem anderen Straßenbenutzer aber kommen wir uns näher, haben mehr Freude am Dasein und tragen zur Vermeidung von Leid und Unglück bei. Das sollten wir bedenken!

Es sind alle angesprochen. Nicht nur die Moped-fahrer, sondern auch die Fahrer schwerer Wagen und nicht zuletzt auch die Fußgänger.

Im heutigen Verkehr sind persönliche Geschicklichkeit, Wendigkeit, Rücksicht, Aufmerksamkeit und vor allem ein anständiges Allgemeinverhalten wesentliche Erfordernisse.

Dauernd an uns selbst arbeitend, unseren Kollegen, Familienmitgliedern und allen Mitmenschen gegenüber vorbildlich wirkend, sollten wir eine auf freiwilliger Hilfsbereitschaft beruhende Verkehrsdisziplin in tätiger Weise üben.

Lohnt sich die Hetze wirklich?

800 000 Menschen werden jährlich im Haushalt verletzt, 7 500 verunglücken tödlich



▲ Wo hat sie ihre Gedanken, wenn sie mit nassen Händen den stark beschädigten Stecker der Bügelschur anfaßt?

◀ Das muß ja schiefgehen! Ob sie vielleicht doch noch auf den Gedanken kommt, daß es mit einer Schere leichter geht?

In unseren Betrieben werden schon seit Jahren Unfälle bekämpft! Durch technische Schutzvorrichtungen, ebenso aber durch das Aufzeigen einer Bereitschaft, die zu einem Unfall führen kann, sollen Betriebsunfälle verhindert bzw. auf das Mindestmaß beschränkt werden. Der positive Erfolg dieser Aufklärungsarbeit ist statistisch erwiesen. Wenn wir heute in WERK UND WIR Unfälle im Haushalt zeigen, so hat das seine besondere Berechtigung. Jeder dritte Unfall findet im Haushalt statt. Das Verhältnis ist etwa so, daß auf einen Unfall im Betrieb und einen Verkehrsunfall ein Unfall im Haushalt kommt. Unfallverhütung ist immer vordringlich ein Dienst am Menschen – hier in erster Linie an Frau und Kindern. Vielleicht findet sich doch einer oder der andere in den hier abgebildeten Situationen wieder.

13
Täglich
FREITAG

30 Tote
816 Verletzte

Alle 1,5 min.

1 Verkehrs-unfall

Alle 48 min.

1 Verkehrs-toter

► Sicher ist es richtig, wenn kleine Mädchen helfen wollen, aber gehören sie ins Waschhaus, zwischen die gefährliche Waschmaschine, die Wäschepresse und den Waschkessel mit kochendem Wasser?

▼ „Ein Feuerzeug, nett anzusehn“. Bärbel ist sich des Schadens, den sie anrichten kann, nicht bewußt



Die Hetze lohnt sich nicht

Frau Schubert ist mit ihrem Haushalt und ihren drei Kindern voll ausgelastet. Sie hat eigentlich etwas zuviel der täglichen Lasten, und zum Ausruhen kommt sie nur allzuwenig. Es geht immer in Hetze. Sicher kommt sie dabei auch nicht schneller zum Ziel, denn sie wird dadurch vorzeitig müde. Durch den zu schnellen arbeitsmäßigen Ablauf kommt es oft vor, daß sie auf einige Augenblicke die Übersicht verliert. Wie konnte es sonst auch passieren, daß Jürgen den Topf mit kochendem Wasser vom Feuer zog und sich lebensgefährliche Verbrennungen zuzog?

Hier war es Überarbeitung

Ob es wohl richtig ist, daß Frau Meier so ganz ohne Urlaub und Ausspannen Jahr für Jahr ihren Haushalt versorgt? Nein, krank ist sie nicht. Sie hat kein organisches Leiden. Aber sie ist doch oft recht nervös und unzufrieden mit sich selber, vor allem dann, wenn ihr wie in letzter Zeit so oft ein Topf oder eine

▼ Was mag in dem Topf drin sein? Wenn jetzt die Mutter nicht erscheint, wird Jürgen schwerverbrüht im Krankenhaus landen



Schüssel aus der Hand fällt und durch Unachtsamkeit das Bügeleisen ein Loch in die Decke brennt. Beinahe hätte es einen richtigen Stubenbrand gegeben. Frau Meier ist erholungsbedürftig und deshalb manchmal nicht mehr voll reaktionsfähig.

Sie dachte an etwas anderes

Frau Müller ist weder überlastet noch nervös, und doch scheint es, als zögen Unfälle sie geradezu an. Woran denkt sie eigentlich, wenn sie mit nassen Händen den beschädigten Stecker anfaßt. Ihre Gedanken sind bestimmt ganz woanders. Vielleicht bei dem spannenden Buch, das sie gestern abend las, oder einer Reise, die sie unternehmen wird. Vorsicht, Gefahr! Diese Unachtsamkeit ist wirklich schon fast ein Selbstmordversuch!

Man muß über der Arbeit stehen können

Da hat man eben gebügelt, und es ist in dem Fall einfacher, die Bügelschnur aus dem Eisen zu ziehen als aus dem Stecker. Es klingelt, und das auf dem Teppich umherkriechende Baby ist sich selbst überlassen. Wenn es den Kontakt ins Mündchen steckt, ist ihm nicht mehr zu helfen. Was für schreckliche Vorwürfe wird sich die Mutter ob ihrer Verantwortungslosigkeit machen!

Wenn wir sie durch die liebevolle Brille betrachten – Frau Schubert – Frau Müller und Frau Meier – tun sie uns alle ein bißchen leid. Die eine will durch überschnelles Arbeiten, Hetzen und Jagen ihre Arbeit schneller bewältigen. Die andere hat Erholung nötig und weiß es nicht. Die dritte konzentriert sich zuwenig auf ihr Tun, und die vierte nimmt es mit der Verantwortung nicht genau, und welchen Fehler hat die fünfte – haben wir selbst? Alle sind sie dem Tode nahe durch Unachtsamkeit. Ist es nicht oft ein Fehler, der seinen Ursprung im eigenen Wesen oder gar in der Lebenseinstellung hat? Wenn Frau Schubert ohne Hetze ihre Arbeit verrichtet, wird sie den Überblick weniger schnell verlieren, und auch Frau Meier kann bei wohlbedachtem Turf wieder zufriedener werden. Ist es nicht ein Mangel an Überlegenheit, ein Mangel an – Über-der-Arbeit-stehen-Können? Vielleicht sollten wir hier mit dem Nachdenken beginnen, wenn wir uns mit den Unfällen im Haushalt beschäftigen.

▼ Auch das ist gefährlich. Nun braucht nur noch der Teppich zu rutschen, und das Unglück ist geschehen. Ob sich für Bärbel nicht eine Spielecke einrichten läßt?





▲ Das Kind, das die mit Strom geladene Bügelschnur in den Mund steckt, spielt mit dem Tode



◀ Zwar steht darauf geschrieben, daß es giftig ist, aber Bärbel kann noch nicht lesen, und die Flasche stand in greifbarer Nähe für sie. Unachtsamkeit bei Giften und ätzenden Flüssigkeiten führen zu einer erschreckend hohen Zahl von Todesfällen oder schweren organischen Schädigungen

▲ Wenn es wirklich Benzin wäre, säße sie bestimmt nicht mehr so seelenruhig mit ihrer Zigarette daneben

▼ Das ist eine recht wackelige Angelegenheit. Wenn der Unfall passiert ist, wird sie viel Zeit haben, darüber nachzudenken

Die drei Dinge

Eine chinesische Legende

Einst führte ein Lehrer seinen fleißigsten Schüler in den Garten. Am Ende des Weges angelangt, machten sie halt, und der Lehrer sprach: „Dort inmitten des umgegrabenen Erdreiches siehst du drei Dinge liegen. Ein Buch, ein Brot und ein Brett. Geh und hole mir diese drei Dinge.“

Sogleich eilte der Schüler und betrat keck das bereitete Beet. An der Stelle angelangt, wo die drei Dinge lagen, begann er sofort, das Buch, das Brett und das Brot aufzunehmen, um sie seinem Lehrer zu bringen. Doch kaum, daß er den ersten Schritt zurück getan, entfiel ihm das Buch.

Eilig, wie die Jugend ist, wollte er dieses wieder aufnehmen, doch da entglitt ihm das Brot. Und als er sich ein drittes Mal bückte, das Brot wieder aufzunehmen, da gab sein Arm nach, und das Brett fiel zu Boden.

So stand der Schüler einen Augenblick hilflos in der Mitte und ward ärgerlich, denn er wollte so vor seinem Lehrer nicht dastehen. Und er wurde unruhig.

Das Beet aber litt unter den unruhigen Schritten des Schülers. „Hör auf!“ rief nun der Lehrer, als er seinen fleißigsten Schüler so jämmerlich sah. Und dieser, gehorsam wie er war, ging hin zu seinem Lehrer und sah ihn weinen. „Warum weinst du?“ fragte er. Der Lehrer aber hatte keine Antwort, sondern er ging, holte eine Leiter

und einen Stein. Den Stein legte er auf den Rand des Beetes, und die Leiter legte er so, daß sie mit dem einen Ende auf dem Stein, mit dem anderen auf dem Brett in dem Beet lag. Nun schritt er vorsichtig auf den Sprossen der Leiter über die dunkle Erde, holte zuerst das Buch und sprach: „Dies ist der Geist.“ Sodann ging er zurück, holte das Brot und sprach: „Dies ist der Lohn, das Essen.“ Dann rückte er die Leiter vom Brett, so daß ihre Enden nicht mehr als nötig die Erde berührten, ging, holte das Brett und sprach: „Dies ist dein Haus, dein Eigentum.“ „So sei es, daß du dir jedes einzeln erringst. Du aber wolltest alles auf einmal haben, und alles entglitt dir wieder. Und bedenke, daß du in der Eile, alles auf einmal zu bekommen, stets zuerst den Geist verlieren wirst, wie dir ja auch das Buch zuerst entglitt. Und hast du den Geist nicht mehr, dann geht bald das Brot verloren. Wo aber kein Brot ist, ist kein Eigentum.“ „Das ist schon wahr“, sprach der Schüler, „aber, Meister, sage mir wenigstens, daß ich eifrig war, denn Eifer gehört dazu.“ – „Du warst eifrig“, antwortete der Lehrer. „Sieh dir das Erdreich an. Oh, hättest du wenigstens die Natur geschont! Doch ich sehe, daß Fleiß allein nicht genügt und Eifer blind macht.“

M. J. Seib



Lehrlinge auf großer Fahrt

Auch in diesem Sommer haben unsere Lehrlinge ihre Ferien gut genutzt. Nahezu jedes Werk hatte Lager und Fahrten vorbereitet. Von überallher erreichten uns Briefe und Bilder. Willi Mönig, ein Lehrling der Hoesch Walzwerke Hohenlimburg, beschrieb uns Ferienerlebnisse auf Borkum. Jugendleiter Emil Fige steuerte eine kurze Skizze und interessante Bilder von der Fahrt einiger Westfalenhütte-Lehrlinge nach Korsika bei. Eine Reise zum Mittelmeer der Berglehrlinge der Altenessener Bergwerks-AG schildert Jugendleiter Waldemar Wyrwich



Vierzehn Tage auf Borkum

So sehr wie in diesem Sommer hatte ich die Urlaubszeit noch nie herbeigesehnt. In Aussicht standen nämlich vierzehn Tage Ferien auf Borkum. In froher Erwartung waren wir Lehrlinge der Hoesch Walzwerke AG am 2. August, pünktlich um 4.45 Uhr, startbereit. Zwei riesige Bundesbahnomnibusse rollten wenige Minuten später mit uns in Richtung Iserlohn.

Was machte es schon aus, daß es vom Himmel wie mit Kannen schüttete, wir wollten ja „Wasser“, Luft und Sonne. Um die Müdigkeit zu überwinden, sangen wir frohe Lieder zu Akkordeonklängen. Schnell ging die Fahrt durchs Münsterland nach Ostfriesland und Emden. Unsere Koffer waren schon eingetrudelt. Da die Überfahrt mit „MS Rheinland“ erst in einer Stunde beginnen sollte, hatten wir Zeit, den Hafen genau zu betrachten. Von allen Seiten winkten Kräne und Schiffe. Am Kai lagen einige Schiffe, die von Baggern mit Kohle beladen wurden.

Flaschenpost über Bord

Nachdem die Schiffssirenen dreimal geheult hatten, wurden die Leinen losgeworfen; das Schiff nahm Fahrt auf. Den Übergang vom Dollart zur offenen See merkten wir kaum. Da kamen wir auf die gute Idee, eine Flaschenpost über Bord zu werfen. Nach zweistündiger Fahrt ertönte der Ruf: „Borkum in Sicht!“ Vom Hafen, der ziemlich abseits liegt,

Bild oben links

Das ist die Borkumer Kleinbahn, die es den Hohenlimburger Lehrlingen besonders angetan hat! (Als Besuch - von rechts nach links: Betriebsratsmitglied Paul Huf, Karl Beckmerhagen, Unfallobmann Wellmann und Ausbildungsleiter Hackenberg.)

Bild links

Nach dem großen Fußballspiel „mußte“ sich Walter Wellmann die Beine massieren lassen. Es war keine reine Freude für ihn!



führen wir mit einer drolligen Eisenbahn zur Stadt. Sie entwickelte solch ein Tempo, daß einer rief: „Blumenpflücken während der Fahrt verboten.“

Ziemlich ermüdet verließen wir die Abteile und machten uns zu unserem Heim auf. Hier wurde uns ein herzlicher Empfang bereitet. Nach dem Essen krochen wir allerdings gleich in die Betten und schliefen wie die Murmeltiere bis zum anderen Morgen. Unser Tag begann früh: Um 6.30 Uhr war Wecken. Anschließend ging's in den Waschraum. Mit dem Säubern der Schlafräume war ein Stubendienst beauftragt. Nachdem diese Arbeit beendet war, erwartete uns ein kräftiges Frühstück in der Kantine. Danach unternahmen wir einen Spaziergang, gingen baden oder trieben Sport. Um 12 Uhr aßen wir zu Mittag. Die Seeluft machte uns so hungrig, daß wir im Anschluß daran immer noch ein Butterbrot vertilgten. Dann war zwei Stunden lang Mittagsruhe. Bei gutem Wetter ging's nachmittags zum Strand oder zum Kurkonzert. Meistens trieben wir Sport oder aalten uns in der Sonne. Nach dem Abendessen hatten wir Ausgang. Alle gingen „landfein“ zur Stadt. Um 22 Uhr war Zapfenstreich und um 22.30 Uhr Nachtruhe. Die Zeit verging wie im Fluge, ein Tag reihte sich an den anderen.

Besuch aus Hohenlimburg

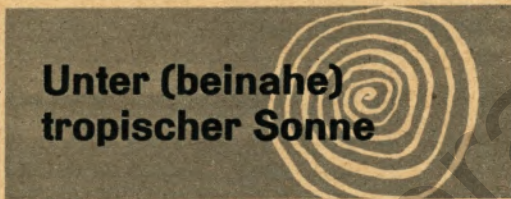
Für unsere Unterhaltung war bestens gesorgt. In einer großen Kiste hatten wir Sportgeräte mitgenommen. Nachdem wir bereits eine Woche auf Borkum verbracht hatten, besuchten uns einige Hohenlimburger Betriebsratsmitglieder.

Eines Tages wollten wir unsere Stärke im Fuß- und Handball mit unseren Ausbildern messen und luden sie zu einem Spiel ein. Den Ausbildern waren zwar der Sieg, aber auch einige Verletzungen vergönnt.

Am Abend vor unserer Abreise, die am 17. August erfolgen sollte, kamen wir in der Turnhalle zu einer kleinen Abschiedsfeier zusammen. Herr Addens, Leiter des Heimes, dankte uns für die Kameradschaft und Freundschaft, die wir mit den anderen Gruppen geführt hatten, und überreichte unserem Ausbildungsleiter Hackenberg als Hausorden eine Kapitänsmütze.

Am nächsten Morgen ging es schnell zurück in die Heimat. Ein einziger Gedanke versöhnte uns mit dem Abschied von Borkum: Wir hatten zu Hause noch vierzehn Tage Ferien!

In einem uralten Badekarren haben sich heute die Rettungsschwimmer stationiert, die von den Hohenlimburger Jungen oft besucht wurden



Unter (beinahe)
tropischer Sonne

▲ Mit diesem Lastwagen erreichten die Westfalenhütte-Lehrlinge die entlegensten und schönsten Flecken auf Korsika

Es ist noch nicht lange her, daß die Werksjugend der Westfalenhütte ihr Sommerlager zum erstenmal in Korsika aufschlug. Es war im Juli 1951. Wir folgten einer Einladung der französischen Pfadfinder zu einem internationalen Jugendtreffen auf Korsika. Drei Wochen lang durchwanderten wir die zerklüftete malerische Insel und führten mit den jugendlichen Vertretern anderer Nationen viele Gespräche. Da uns die Insel so gut gefiel und diese Ausprachen der Idee und dem Ziel der Völkerverständigung dienten, schlugen wir auch in den folgenden Jahren

Alt und neu liegen in Ajaccio, der Hauptstadt Korsikas, eng beieinander. Rechts eine der engen Gassen der Altstadt. Unten ein weiter Platz mit modernen Gebäuden





hier unser Lager auf. 248 Jungen und Mädchen hatten bisher Gelegenheit, die schönste Insel im Mittelmeer zu bewundern!

1956 waren es wieder 32 Jungen und Mädchen der Westfalenhütte, die ihren Urlaub auf Korsika verbrachten und in Ajaccio vor Anker gingen. 36 Stunden brauchten wir für die 1500 Kilometer Dortmund-Ajaccio. Aber nicht nur Kilometer trennten uns nach der Ankunft von Dortmund – auch die Zeit. Es war wie eine Reise in die Vergangenheit, denn in Korsika spielt sich das Leben noch so ab wie vor zwei Jahrhunderten. Die Neigungen der Insulaner bewegen sich in anderen Bahnen als bei uns. Die ersten Tage schlug uns allerdings nur die Schönheit der Insel in Bann. Da war die Napoleonallee, die Seele von Ajaccio. Die Stadt zeigt sich mit ihr von der schönsten Seite. Zwischen 17 und 20 Uhr flanieren die jungen Ajaccianer auf ihr, die Geschlechter getrennt. Zu dritt und viert, nach der neuesten Mode gekleidet, spazieren die jungen Mädchen auf und ab. Schlank und reizend mit hellen

▼ *Beim Bummel durch die alte Stadt Corvi gab es immer neue reizvolle Winkel zu bestaunen*



▲ *Sonne, Meer und Felsen – das war für unsere Ausflügler die idyllische Bucht von Porto*

Augen und braunem Haar – sofern sie nicht durch Wasserstoff blondiert sind. Allerdings darf man in ihr nicht die junge Korsin vermuten – nein! Bei-leibe nicht! Die kann man nur in den Bergen finden.

An der Napoleonallee liegen die schönsten Cafés. Auf den sonnen- und lichtdurchfluteten Terrassen sitzen die Männer und politisieren. Von ihren Lippen strömt das Französische und Korsische, unterstrichen durch lebhaftes südländische Geste, die Überzeugungskraft ihres Gesprächs noch erhöhen. Man spricht von den Wahlen, entweder der letzten oder der künftigen, denn die Wahlen bewegen hier schon das kleinste Kind.

Berge und Meer

Ab Ajaccio verläuft neben der Straße eine Eisenbahnlinie. Ihre Spurweite beträgt nur ein Meter; entsprechend langsam und gemächlich fährt sie auch. Trotzdem hat sie uns an schöne Fleckchen

gebracht. Der Ausflug von Ajaccio nach Porto ist beispielsweise einer der schönsten auf ganz Korsika. Es ist ein bekannter Gipfelweg, der durch die Bewunderung der Touristen Weltruf erlangt hat. Der Golf von Porto mit seinen azurblauen Gewässern bietet einen herrlichen Anblick von den Höhen der Insel. Dieser Insel, unter beinahe tropischer Sonne, der wir einen wunderbaren Urlaub verdanken.

Und wir waren
am Mittelmeer



Am Morgen des 17. Juli, um 7 Uhr, stand der Autobus der Altenessener Bergwerks-AG am Wüllnerskamp startbereit. Die 32 Jungen stiegen ein. Tage vorher schon hatten die Lehrlinge sich auf die Reise vorbereitet. Koffer wurden gepackt: dabei durfte neben den wichtigen und weniger wichtigen Dingen, die zu einer Reise gehören, weißes Turnzeug nicht fehlen. Denn es ging ja in die warmen Zonen des Mittelmeeres. Deutsches Geld wurde in französische Währung umgetauscht. Auf der Landkarte war die Marschroute schon festgelegt.

Band der Freundschaft

Warum wählten wir das Ausland? Nicht nur die Landschaft wollten wir kennenlernen, sondern auch mit ausländischen Berufsfreunden ins Gespräch kommen. Ein Band der Freundschaft sollte zwischen den Ländern geknüpft werden.

Über Düsseldorf, Köln, Frankfurt, Mannheim und Karlsruhe erreichten wir Rastatt. Dort verließen wir die Autobahn und fuhren über Offenburg nach Freiburg weiter. Um 7 Uhr abends kamen wir dort an. Im Kolpinghaus wurde übernachtet.

Nachdem wir uns am nächsten Morgen mit einem kräftigen Frühstück gestärkt hatten, ging es frisch weiter in Richtung Basel. Hier überschritten wir die Bundesgrenze. Auffallend war, daß die Zollbeamten von den Pässen kaum Notiz nahmen. Weiter verlief die Fahrt über Biel und durch die Seengebiete nach Neu Chatel. Die Nähe der Französischen Schweiz zeigte sich an: Auf den Ortstafeln waren die Namen in Deutsch und Französisch aufgeführt. Städte – Seen – Weinhänge flogen vorüber. Das südliche

An der Mittelmeerküste bei St. Raphael war das internationale Zeltlager aufgebaut, in dem auch die Lehrlinge der Altenessener Bergwerks-AG wohnten

Klima machte sich bemerkbar. Schließlich erreichten wir Genf, die Stadt der Diplomaten, von weltpolitischen Ereignissen umwittert. Hier machten wir eine Stunde Rast, um die Stadt mit ihren internationalen Bauten zu bewundern: Parks, Villen und elegante Straßen boten sich in kaum gehannter Pracht. Der Völkerbundspalast zog uns besonders an.

In St. Raphael stand unser Zeltlager

Am Abend war Annecy – die Stadt an der schweizerisch-französischen Grenze – erreicht. In der Ferne glänzte das Montblanc-Massiv. In Annecy im Haus „De la Jeunesse et de la Culture“ verbrachten wir die erste Nacht. Dort kamen wir auch zum erstenmal mit jungen Menschen aus aller Welt zusammen. Bevor wir ins Bett gingen, erklangen im Gemeinschaftsraum Gitarren und Schifferklaviere, und die verschiedenen Gruppen sangen ihre Heimatlieder. Am nächsten Morgen ging die Fahrt weiter über Grenoble nach Romans. Dann rollte der Bus durch das Rhonetal, durch tiefe Schluchten urwüchsiger Landschaft, die nicht allzusehr besiedelt ist. Einige Stunden dauerte „nur noch“ die Fahrt. Dann konnten wir der Enge des Busses entfliehen. Avignon – die Küstenstraße am Mittelmeer entlang – endlich waren wir in St. Raphael. Das Ziel war erreicht! Bei La Gaillarde – einem Ort nahe der Stadt – war der internationale Lagerplatz. Er lag unmittelbar am Meer. 20 Großzelte und zahlreiche kleinere glänzten in der Sonne. Jugendgruppen aus verschiedenen Ländern hatten sich in einem Teil der Zelte schon einquartiert. Wie wir aus Altenessen, waren auch sie der Einladung der französischen Jugendorganisation gefolgt. Das Zeltlager lag auf einer Anhöhe. Im Südosten waren die Ausläufer der Alpen zu sehen. Geradeaus sah man aufs Mittelmeer. Herrlich war es, hier am sandigen Ufer sich in der Sonne zu aalen, tagelang nichts zu tun, als sich ganz der Laune hinzugeben: Schwimmen und Spielen, und wenn der Appetit es wollte, sich rund und satt essen. Dafür sorgte eine Gemeinschaftsküche – echt französisch: vier bis fünf Gänge bei einer Mahlzeit. Natürlich gehörte eine Flasche Wein dazu, die immer auf dem Tisch stand.

Nach Spiel und Sport ist ein Bad im Mittelmeer die beste Kühlung



Einige Ausflüge in die nähere Umgebung brachten Abwechslung in die Tage, an denen sonst nur gefaulenzt wurde. So führten die Abstecher zu dem Mittelmeerhafen St. Tropez, nach Cannes, Antibes, Nizza und Monte Carlo.

Als wir gegen Mittag in Monte Carlo ankamen, stand die Fahne auf dem Schloß Fürst Rainers gerade auf Halbmast. Landesbewohner behaupteten, das bedeute: Prinz Rainer hält gerade seinen Mittagschlaf. Wir von Altenessen wollten ihn dabei natürlich nicht stören und zogen es vor, das Schiffsmuseum zu besuchen, das viel Interessantes über die historische Entwicklung, den heutigen Stand der Mittelmeerschifffahrt sowie über die Mittelmeeresfischerei zu bieten hatte.

Bei dem Besuch der Mittelmeerstädte fielen uns die Villenviertel und die Jachten der Touristen und Globetrotter aus aller Welt auf.

Vor allem aber beeindruckte uns alle die einzigartige Landschaft, die immer wieder Neues bot. Ein Tagesausflug galt dem Städtchen Vallores, in dem Pablo Picasso wohnt, dessen Kunst auch heute noch im Meinungsstreit vieler Kunstliebhaber steht. Jedes Haus dort ist eine keramische Werkstatt. Im

Stil ihres Meisters produzieren sie unzählige keramische Gegenstände, wie Vasen, Schalen und Geschirre, die in alle Welt geschickt werden. Picasso war nicht zu Hause, als wir dort ankamen. Aber seine Werkstatt konnten wir von außen besichtigen.

Fingerzeichensprache verstand jeder

Noch schöne Tage konnten wir Altenessener erleben. Viele Stunden vergingen mit Sport und Spiel am Strand. Nicht umsonst hatten wir unsere Turngeräte mitgebracht. Abends fanden sich meistens alle Zeltbewohner in geselliger Runde zusammen. Jeder nutzte die Gelegenheit, sich mit den ausländischen Freunden zu unterhalten: klappte es mit dem Munde nicht so recht, so verstand doch jeder die Fingerzeichensprache. Daneben vertrieben wir uns mit Gesang und Spiel die Zeit.

Viel zu schnell war die schöne Zeit vorüber. Der Abschied war kurz und schmerzlich. Wenn es irrig geht – wir kommen wieder!

Eine Rast während der tagelangen Fahrt unter heißer Sonne und in fremdartiger Umgebung



Probelauf



Franz Kurowski ist Dortmunder. Vor kurzem beging sein Vater im Baroper Walzwerk der Westfalenhütte das 40jährige Dienstjubiläum. Er selbst wurde in der Lehrwerkstatt desselben Werkes ausgebildet und arbeitete dort sieben Jahre als Dreher. Der Erfolg bei einem Kurzgeschichtenpreisausschreiben ermunterte ihn, sich weiter literarisch zu versuchen. Heute liegen ein halbes Tausend Veröffentlichungen – darunter einige Jugendbücher – von ihm vor. Hauptberuflich ist Franz Kurowski immer noch Dreher, und das Hauptthema aller seiner Veröffentlichungen ist immer wieder die Arbeit.

Ingenieur Schober hatte es geschafft. Wie ein Besessener hatte er sich gemüht. Jetzt stand der von ihm konstruierte Flaschenfüller fertig zum Probelauf. Der Meister des Füllerbaus drehte den Einschalter herum, und im gleichen Augenblick begann der Füller zu rotieren. Sein methodisches Rattern und das Knirschen und Klirren der auf dem Transportband vorlaufenden und

sich aneinander reibenden Flaschen vermehrte die Geräusche in der Halle um einen schweren und betäubenden Unterton. Dazu kam das Zischen der Preßluft, die die Kolben der Flaschenteller emportrieb. Das dröhnte und hämmerte und krachte, daß man glauben konnte, die Halle selbst – obgleich eine Eisenkonstruktion – könnte davon tobsüchtig werden. Ganz zu schweigen





Immer wieder wurde die Maschine geschaltet, Flaschen wurden aufgesetzt und liefen scheppernd über das Band.

Ingenieur Schober strahlte. Noch eben rechtzeitig hatte er seine Konstruktion fertigbekommen, und wenn sich die Anstreicher beeilten, dann konnte sie morgen abend zur Ausstellung auf den Weg gebracht werden. Immer wieder ließ er die beiden Schlosser hier ein Teil auswechseln und dort einen Hebel nacharbeiten. Mit heiserer Stimme erteilte er seine Anweisungen, und die geschickten Hände der Schlosser führten sie ohne zu zaudern aus, weil sie wußten, daß sie sich auf diese Anweisungen verlassen konnten.

Und dann geschah es. Wieder einmal hatte Ingenieur Schober selbst den Schaltknopf bedient. Eine Knippstange in der Hand, stand er an der Flaschenaufgabe und versuchte, eines der Lager anzuheben. Durch seine Bewegung fiel eine der eben aufgesetzten Flaschen um und trudelte – den Hals vorauf – nach vorn, auf den Stern zu. Blitzschnell sprang einer der beiden Schlosser hinzu, griff nach der Flasche und – saß schon mit der Hand an einem vorstehenden Stift des Transportbandes fest, das ihn rasend schnell dem rotierenden Stern entgegenzog.

Ein gellender Schrei machte Ingenieur Schober auf die Gefahr aufmerksam. Er wußte: wenn der Mann in den Stern kam, dann war seine Hand – vielleicht sogar mehr – hin. Im Bruchteil einer Sekunde fuhren ihm diese Gedanken durch den Kopf, dann preßte er mit entschlossenem Schlag die Knippstange in das Schneckenrad des noch nicht verkleideten Hauptantriebes. Ein ohrenbetäubendes Krachen erfüllte die Luft. Stahl preßte sich gegen Stahl. Knallend sprang die Sicherung heraus, und die Maschine stand.

Keine Sekunde zu früh. Noch fünf Zentimeter weiter und dem Schlosser wäre die Hand abgequetscht worden. Mit zwei Mann sprangen sie hinzu und stützten den

Wankenden. Dann brachten sie ihn hinunter zum Heilgehilfen.

Wie betäubt stand Ingenieur Schober an der Maschine. Der Traum, sie noch rechtzeitig zur Ausstellung herauszubringen, war ausgeträumt. Jetzt erst, nachdem die Erregung abgeebbt war, wurde er sich der Tragweite seines Handelns bewußt. Er hatte die Maschine zu Bruch gefahren.

Die Schlosser kamen einer nach dem anderen vorbei und gaben ihm die Hand, und diese kleine Geste des Dankes, die gleicherweise eine Geste der Verbundenheit war, tröstete ihn wunderbar.

Als er dann am späten Abend noch einmal in die Werkstatt ging, wunderte er sich, als er die Abteilung Füllerbau noch hell erleuchtet fand. Er beschleunigte seine Schritte. Eine ebenso unsinnige wie gleicherweise tiefe Hoffnung ließ ihn fast rennen, und als er die Montagehalle überblicken konnte, war es ihm mit einem Male, als hielt ihn eine starke Faust fest. Mit klopfendem Herzen lehnte er sich an einen Pfeiler.

Die ganze Abteilung Füllerbau war um die Maschine versammelt, und soeben brachte ein Dreher das neu gedrehte und gefräste Schneckenrad, und der Einbau begann. Und als Ingenieur Schober ins Licht der Halle trat, kam der Meister auf ihn zu. Sein Gesicht drückte die Freude aus, die ihn bewegte, und ein unbändiger Stolz auf seine Männer erfüllte ihn.

„Herr Schober“, sagte er, „wenn Sie die Maschine jetzt abnehmen wollen? Sie ist in einigen Minuten zum Probelauf klar.“ Ingenieur Schober gab dem Meister wortlos die Hand. Dann ging er zum Schalter und drückte den Knopf herunter, und summend trieb der Motor den schweren kupfernen Behälter, der auf der Mittelsäule ruhte. Und der zischende Ton der entweichenden Preßluft und das Scheppern der Flaschen waren Ingenieur Schober in diesem Augenblick lieber als die schönste Musik.

von den Männern, die in dieser Lärmhöhle arbeiteten. Lichtbogen zuckten ihr blaues Blitzlicht über die Segeltuchverkleidungen der Schweißkabinen; am großen Schleifstein stoben zwei Funkenschweiße wie Wunderkerzen unter der Schutzhaube des Steines, und zischend fraß sich der Strahl des Azetylen- und Sauerstoff-Gemisches der Brennmachine durch fünfzöllige Stahlplatten. Glühende Schlacke spritzte zur Seite und auf den Boden.

Stimmengewirr hallte von den Wänden der Halle wider, und von nebenan, aus dem Novissimabau, tönte es im gleichen Takt: „He – ebt – an! He – ebt – an!“ Und dazwischen klang von einer anderen Kolonne herübergeweht: „Hau – ruck! Hau – ruck! Mal anfassen. He, Heinrich, kannst du nicht hören, du lahme Tüte?“

Der Füller lief. Aufmerksam beobachtete Ingenieur Schober das Stanzwerkzeug, das in rasendem Stakkato auf- und niederschnellte und die Verschlußkappen ausstanzte. Ein Labyrinth aus Rohren, aus blitzenden Manometern und Hähnen ließ den Füller wie eine stählerne Spinne erscheinen. Ununterbrochen rotierte der Tisch, in steter Bewegung haspelte sich die schwere Stanniolrolle des Bandautomaten ab, und in hektischen Zuckungen stieß der Kolben des Stanzwerkzeuges auf und nieder.

Auf den Gesichtern der Schlosser lag ein heller Schein. Dies war ebenso ihre Maschine, wie es die Maschine von Ingenieur Schober war. Sie hatten die haarfeinen Passungen erstellt und den phantastischen Mechanismus zum Laufen gebracht. Aus vielen Tausenden von Einzelteilen hatten sie eine Maschine gebaut, die sich hier vor ihren Augen drehte und mit dumpfem Surren die Kolben emporschnellte.



Werkstjubilare

40

Altenessener Bergwerks-AG

- 1. 9. 1956 Gustav Wielk, Werkzeugausgeber
Kokerei
- 5. 9. 1956 Fritz Recklat, Tagesarbeiter
Schachtanlage Emil

Hoesch Bergwerks-AG

- 1. 9. 1956 Emil Herbe, Magazinarbeiter
Kaiserstuhl Ostfeld
- 19. 9. 1956 Ludwig Berger, Ausbauhelfer
Kaiserstuhl Ostfeld
- 29. 9. 1956 Wilhelm Krefter, Fahrsteiger
Kaiserstuhl Ostfeld

Hoesch Walzwerke AG

- 11. 9. 1956 Adolf Hartmann, Kranfahrer
- 11. 9. 1956 Otto Müschenborn, Hilfsmeister
- 13. 9. 1956 Robert Hundeloh, Walzenleger

25

Altenessener Bergwerks-AG

- 1. 9. 1956 Johannes Fasen, Schachtaufseher
Schachtanlage Emil
- 12. 9. 1956 Hans Welling, Hauer
Schachtanlage Emil
- 14. 9. 1956 August Barkowski, Platzarbeiter
Schachtanlage Radbod
- 14. 9. 1956 Ludwig Mahler, Lehrhauer
Schachtanlage Emil
- 14. 9. 1956 Heinrich Samoski, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod
- 22. 9. 1956 Wilhelm Pinnhammer, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz

Hoesch Bergwerks-AG

- 9. 8. 1956 Richard Krause, Lokheizer
Kaiserstuhl Ostfeld
- 6. 9. 1956 Fritz Hiller, Ausbauhelfer
Kaiserstuhl Westfeld

- 10. 9. 1956 Heinrich Mohr, Wettermann
Kaiserstuhl Ostfeld
- 13. 9. 1956 Adolf Burdenski, Hauer
Fürst Leopold-Baldur
- 17. 9. 1956 Gustav Neumann, Lampenstubenarbeiter
Fürst Leopold-Baldur
- 17. 9. 1956 Theodor Nick, Hauer
Kaiserstuhl Ostfeld
- 19. 9. 1956 Ewald Gabriel, Ausbauhelfer
Fürst Leopold-Baldur
- 21. 9. 1956 Gustav Faryn, Tagesarbeiter
Fürst Leopold-Baldur
- 24. 9. 1956 Wilhelm Wollnitza, Schlosser
Fürst Leopold-Baldur
- 25. 9. 1956 Heinrich Maziol, Hauer
Kaiserstuhl Westfeld
- 26. 9. 1956 August Söpper, Bahnreiniger
Kaiserstuhl Ostfeld

Westfalahütte AG

- 20. 8. 1956 Emil Schott, Oberwerkschutzmann
- 1. 9. 1956 Rudolf Chlench, Schlosser
- 2. 9. 1956 Karl Thews, Bänderreiniger
- 5. 9. 1956 Hans Paprotka, Probenschmied
- 13. 9. 1956 Johann Prüger, 1. Scherenmann
- 15. 9. 1956 Josef Ruhnau, 1. Pfannenmann
- 19. 9. 1956 Leo Pockrowski, Dressierer
- 19. 9. 1956 Alfred Schlitzer, 2. Richter
- 20. 9. 1956 Josef Kollbeck, Maschinist
- 21. 9. 1956 Gustav Wedhorn, Maschinist
- 24. 9. 1956 Johann Turowski, 1. Walzer

Trierer Walzwerk AG

- 13. 9. 1956 Peter Schleimer, Walzer
Werk Trier
- 27. 9. 1956 Fritz Hammerschmidt, Magazinarbeiter
Werk Langerfeld

In jedem Baum arbeitet eine Apotheke Heilkräfte von unschätzbarem Wert

Nur wenige Menschen wissen, welche Heilkräfte in den Bäumen stecken. Ganze Apotheken und Drogerien sind in Stamm, Geäst und Laub verborgen. - Betrachten wir die knorrige Eiche. Ihre Rinde kann man fast als Universalmittel ansprechen. Heiße Eichenrindenbäder wirken lindernd bei Hautjucken und Fußschweiß, wohltuend ist auch die Wirkung solcher Bäder bei Frostbeulen. Zur Wundbehandlung verwendet man Eichenrinde ebenso wie zu Einspritzungen bei Unterleibsleiden oder bei Mittelohrkatarrh. Aber Eichenrinde ist nicht nur äußerlich zu verwenden. Abkochungen von Eichenrinde haben sich bei Darmkatarrhen, Magen- und Darmblutungen sowie als stärkendes, den Stoffwechsel anregendes Mittel tausendfach bewährt. In den Früchten der Eiche wohnen geheimnisvolle Kräfte. Der geröstete Eichelkaffee stärkt den ganzen Organismus, für schwächliche Kinder und besonders bei Skrofulose gibt man einen Zusatz Eichelkaffee zum Kakao.

Die Linde steht in der Vielfalt ihrer gesundheitsfördernden Gaben hinter der Eiche nicht zurück, sicherlich sind ihre Kräfte noch volkstümlicher. Mit Lindenblütentee verbindet sich bei Durchfällen, Kolik und Magenkrämpfen erhebliche Linderung. Er beruhigt bei Erkältungskrankheiten und fördert vor allem Schweiß- und Urinabsonderung, außerdem wird die ganze Hauttätigkeit angeregt. Lindenblütentee ist wie eine belebende, reinigende Spritze. Selbst für äußere Zwecke, wie Bäder, Gurgeln und Eingießungen, sind Lindenblüten unersetzlich. Außerdem kann man Lindenkohle kaufen, die bei vielen Magen- und Darmleiden erfolgreich angewandt wird. Auch die Kastanie ist voller Heilkraft. Frucht und Rinde der Roßkastanie haben ähnliche Eigenschaften wie die wertvolle Chinarinde. Man verordnet sie gegen Lungenleiden, Ruhr und Darmkatarrh. Bei Katarrhen der Verdauungs- und Atmungsorgane leistet die Kastanie ebenfalls wertvolle Dienste. Legt man ihre Blüten in Alkohol, so ergibt sich ein gutes Einreibemittel gegen Rheumatismus. Von der eßbaren Kastanie zieht man einen Extrakt aus den Blättern, der vor allem bei Keuchhusten hilft, denn die Rinde dieser Kastanienart hat zusammenziehende Wirkung.

Von den Kiefern sind vor allem die Geruchstoffe sehr volkstümlich. Die wohltuende Wirkung von Bädern mit einem Zusatz von Kiefernadeln oder Extrakt ist allgemein bekannt, Extrakt und Öl helfen als Einreibemittel gegen Rheumatismus. Die Geruchstoffe haben einen heilsamen Einfluß auf Atmungsorgane, vor allem, wenn man sie dampfförmig einatmet. Die Heilkräfte der Kiefer werden auch innerlich angewandt, zum Beispiel, wenn die Nierentätigkeit oder andere Ausscheidungen angeregt werden sollen.

Der Holunder wird seiner würzigen Beeren wegen nicht nur von Hausfrauen geschätzt. Blüten, Früchte und Rinde sind auch

DRUCKSACHE

An die

**Hoesch Werke Aktiengesellschaft
Schriftleitung WERK UND WIR**

DORTMUND

Eberhardstraße 12

harn- und schweißtreibend. Diese Eigenschaft leistet in der Medizin hervorragende Dienste, wie bei Wassersucht oder Erkältungskrankheiten. Als Abführmittel haben sich Wurzelrinde und Rindensaft bewährt.

Zu den Apotheken unter unseren heimatlichen Bäumen gehört natürlich auch die Birke. Am bekanntesten ist das Birkenwasser zur Haarpflege. Nicht weniger wichtig ist aber auch die Rinde der Birke, die man ebenso wie die der Eiche als Abkochung zu Bädern gegen Fußschweiß oder Hautausschlägen verwendet, bei Abzessen macht man heilende Umschläge. Bei Lungenleiden, Wechselfieber, Wassersucht oder Gicht wendet man die Rinde der Birke innerlich an. Besonders kostbar ist der Saft des Birkenstammes im Frühjahr, er hilft bei Nieren- und Blasenleiden, während Abkochungen oder Extrakt der Birkenblätter urintreibend sind.

Ähnlich vielseitig ist die Akazie. Ihre Rinde liefert Heilmittel gegen fast alle Erkrankungen der Mundhöhle, wie bei schlaffem Zahnfleisch, Geschwüren im Zahnfleisch, bei Rachenentzündungen und skorbutischen Erkrankungen. Das gleiche Mittel hilft bei Harnleiden und Ruhr, auch Rachen- und Darmkatarrh werden erfolgreich bekämpft. Blätter und Früchte der Akazie helfen bei Frauenleiden, während die Blüten der sogenannten flachen Akazie krampfstillend sind und die Wurzelrinde die Darmtätigkeit erhöht.

Die Rinde der Esche vertreibt Wechselfieber und Darmschmarotzer, frisch abgeschält wirkt sie wohltuend auf frische, saubere Schnittwunden. Walnußblätter sind eine Wunderkur im Kampf gegen Hautausschläge, Geschwüre, Augenentzündungen und Eingeweidewürmer. Blätter, Wurzeln und Früchte der Ulme helfen bei Wunden und Geschwüren, während die gerbsäurehaltige Rinde bei Schleimhautkatarrhen und Fieber hilft. Rinde und Blätter der Weide vertreiben Darmkatarrh und stillen übermäßige Blutungen, während Rinde und Blätter der Pappel wieder bei Gicht, Rheumatismus, Ischias und Wechselfieber gute Dienste tun. Pappelsalbe ist überaus wohltuend bei Hautentzündungen, Brandwunden und Hämorrhoiden. Fast jeder Baum unserer Heimat ist ein kleiner Wunderdoktor. Leider haben wir seine Rezepte weitgehend vergessen.

Almut Lammert

Jahres-Einbanddecke 1956

Wir haben noch Sammelmappen für den Jahrgang 1956 unserer Werkzeitschrift WERK UND WIR vorrätig. Die Mappe ist wie im Vorjahr aus blauem Ballonleinen gefertigt und enthält eine Vorrichtung zum Einhängen der einzelnen Hefte. Belegschaftsmitglieder, die diese Sammelmappe für den Jahrgang 1956 noch bestellen wollen, mögen uns die unten eingehaftete Bestellkarte einsenden oder bei ihrem Betriebsrat eine Bestellung aufgeben.

.....den

Ich (Wir) bitte(n) gegen eine Schutzgebühr von 1,—DM um Zusendung
von Stück der Jahres-Einbanddecke 1956 der Werkzeitschrift
WERK UND WIR an die nachstehende Anschrift

..... Name (Firma) Vorname

..... Ort Straße

Ich bin Werksangehöriger

der

.....
Unterschrift

Foto-Wettbewerb

UNSERE FERIEN



Savetal, Jugoslawien Oskar Peter, Westfalenhütte



In der Mittagssonne W. Isenbeck, Westfalenhütte



Erwachen am Sorpe-See Paul-Heinz Carl, Maschinenfabrik Deutschland



Urlaubsfreuden auf dem Wasser Günther Pesch, Schachtanlage Radbod



Amsterdam, Gracht mit Blick auf die Alte Kirche Peter Arnold, Westfalenhütte

